



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Kon 796.

von den Äthronen, woher verrenten und emigren wir, jenseit
des Weltmeeres zerbrach die Fessel des schwarzen Sklaven,
und rasch, wie das Dampfroß auf den Eisenschienen oder
das Wort auf den Flügeln des Blitzes dahin fährt, rollen
die Fortschrittträder der Geschichte dem Aufgang zu!

Wir sind wach und mündig geworden, nicht mehr in
weichlicher Klage legen wir thatlos die Hände in den Schoß,
oder spotten mit ohnmächtigem Witz unsrer Ketten, oder
gauleln uns in idealistischen Zukunfts träumen hinweg über
die Noth der Gegenwart; wir sind ein männlich ernstes,

Jugend unordentlich durch einander geworfelter Anekdoten in den Spalten eines Unterhaltungsblatts^{*)}). Dennoch glaube ich, daß die äußere Geschichte des Lebens, das ich darzustellen versuchte, nicht allzu viel erhebliche Lücken aufweisen wird. Selbst über die Kindheitsjahre des Dichters, über welche bis jetzt wenig Zuverlässiges bekannt war, sind mir durch noch lebende Jugendgenossen Heine's werthvolle Mittheilungen zugeflossen, und fast nur die Zeit seines Komptoirlebens in Frankfurt und Hamburg bleibt in ein gewisses Dunkel gehüllt, das schwerlich jemals ganz aufgeheilt werden wird.

Mit ernstlicherer Sorge erfüllt mich die Frage, ob es mir gelungen ist, die inneren Bezüge des Dichters und seiner Werke zu den literarischen, politischen und socialen Kämpfen seiner Zeit überall in das rechte Licht zu stellen. Diese Kämpfe sind zum größten Theile bis auf den heutigen Tag nicht beendet, das letzte Wort in ihnen soll erst

^{*)} Bald darauf zu einem Buche erweitert, unter dem Titel: „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie, von seinem Bruder Maximilian Heine.“ Berlin, 1868.

Erstes Buch.

1000

1

Mathe heimführte, und bald darauf mit ihr nach Pannover zog. Nach dem Tode ihres Gatten und ihrer Schwester vermählte sich Mathe in späterer Zeit wieder mit ihrem verwittweten Schwager, dem sie zu seinen drei Söhnen und eben so vielen Töchtern sechs Kinder ihres ersten Mannes — Isaaß, Samson, Salomon, Meyer, Samuel und Herz, genannt Henry (zwei Töchter waren schon früher gestorben) — in die Ehe brachte. Von ihren näheren Lebensumständen ist uns Wenig bekannt; doch werden ihre Verhältnisse bis zu ihrer zweiten Verheirathung dürftig genug gewesen sein. Mittellos mußten die heranwachsenden Kinder hinaus in die Welt, mit zäher Energie den Kampf um die Existenz zu beginnen. So wissen wir, daß ihr dritter Sohn Salomon in seinem siebzehnten Jahre, mit einem Paar Lederhosen angethan und nur sechzehn Groschen in der Tasche, das elterliche Haus in Pannover verließ und auf gut Glück nach Hamburg pilgerte, wo er sich durch eigene Thatkraft, und vom Lächeln Fortuna's

traten sich eines weit über ihre Vaterstadt hinaus gehenden
Rufes. Der Erstere, geb. zu Wien am 11. November 1720,
erwarb sich mit Eifer und Erfolg dem Studium der Sprach-
wissenschaft und machte sich besonders durch seine großen Reisen
in ganz Europa und einem Theile des Orients, sowie durch
ein in englischer Sprache verfaßtes Gedicht „Die Israeliten
auf dem Berge Sion“ bekannt. Er starb zu Borkach im
Jahre 1774. Sein jüngerer Bruder Gottschalk, geb. zu
Düsseldorf den 30. November 1726, war ein ausgezeichnete Arzt
und bekleidete das Ehrenamt eines Vorstehers der damals in
den Herzogthümern Rülch und Berg sich bildenden israelitischen
Gemeinden. Wie ein Vater für seine Kinder, sorgte er, nach
allen Seiten hin thätig, für das Wohl seiner Glaubensgenossen.
Als aufopfernder Menschenfreund und berühmter Heilkünstler
stand er bei Juden und Christen gleich hoch in Ehren. Er
wirkte als Freund und Rathgeber in den Häusern der Großen
und Reichen, als heilbringender Retter und Beschützer in den
Häusern der Armen und Hülfsbedürftigen. Sein ältester Sohn,
Joseph van Geldern, geb. 1765, bezog, nachdem er sich schon
in seinen ersten Studien in Düsseldorf ausgezeichnet hatte,
mit reichen Kenntnissen ausgerüstet, die Bonner Hochschule,
studierte später in Heidelberg, und promovierte als Doktor der
Medicin und Philosophie zu Duisburg. Dann bezog er sich
nach München, um sich dort vor dem landesherrlichen medici-
nischen Collegium der Staatsprüfung zu unterwerfen. Die glän-
zende Art, in welcher er das Examen bestand, erwarb ihm die
damals für einen Juden doppelt ehrende Auszeichnung, vom
Kurfürsten Karl Theodor zum Hofmedikus ernannt zu werden.
Trotzdem blieb er nicht in München, sondern kehrte zum Bel-
stand seines alternden und kranken Vaters nach Düsseldorf
zurück. Nur wenige Jahre wirkten Vater und Sohn zusammen;
im Herbst 1795 starb Gottschalk, und schon im Frühling des
nächsten Jahres folgte ihm sein Sohn. Sein um drei Jahre

Lage, an welchem H. Heine geboren ward, — war die neue, ganz nach Bonaparte's Absichten gefertigte Verfassung vollendet, und es bewährte sich bald genug das Wort, das Sieyès über ihn gesprochen: „Seht haben wir einen Meister; er kann Alles, er versteht Alles, und er will Alles.“ Im Sturmeslauf schritt der kühne Eroberer binnen weniger Jahre von einer Staffel des Ruhmes zur andern empor: zum Consul auf Lebenszeit, zum Kaiser der Franzosen, der sich vom Papste krönen ließ und sich die eiserne Krone von Italien selbst aufs Haupt setzte, zum Beherrscher von Spanien, Holland und Belgien, zum Lenker der Geschicke von Oesterreich, Preußen und allen übrigen mitteleuropäischen Staaten. Das allhehrwürdige deutsche Reich sank in Trümmer, nachdem sich die meisten seiner Fürsten in der Stunde der Noth feige von ihm losgesagt und unter dem Protektorate Napoleon's den fluchwürdigen Rheinbund geschlossen; Oesterreich wand sich gedemüthigt im Staube, und dem König von Preußen blieb nach den Schlachten von Jena und Eylau zuletzt Nichts von seinen Landen und seiner Macht, als was ihm der hochmüthige Sieger im Tilsiter Frieden als Gnabengeschenk wieder zuwarf.

Die Knabenjahre H. Heine's verstrichen fast ganz unter den direkten Einflüssen der französischen Herrschaft. Düsseldorf, damals die Hauptstadt des Herzogthums Jülich-Berg, war bereits seit dem 6. September 1795 von französischen Revolutionstruppen

änderten sich, die Deutschen wurden gelenkig, die Franzosen machten keine Komplimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenster hinaus, und die Venetianer waren nicht schlau genug, unter den Fürsten gab es viel Avancement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebaden und hatten Absatz wie frische Semmel, manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt, und mußten auf andere Art ihr Brot zu verdienen suchen."

Der Länderschacher und Völkertausch stand in vollster Blüthe. Am 25. December 1805 wurde zu Paris ein Traktat unterzeichnet, wonach Preußen seinen Antheil des Herzogthums Cleve auf dem rechten Rheinufer an Frankreich abtrat; gleichzeitig wurde der Kurfürst Maximilian Joseph (am 1. Januar 1806) zum König von Baiern erhoben, und als Kourtage für die Standeserhöhung seines Vatters verlor der bisherige Statthalter des Herzogthums Berg, Herzog Wilhelm, sein Land an die Franzosen. Am Tage seiner Abreise von Düsseldorf nahm er in einem vom 20 März 1806 datirten Erlasse¹¹⁾ einen liebevollen Abschied von seinen bisherigen Unterthanen, und Joachim Murat, der Schwager Napoleon's, hielt als Regent des aus den abgetretenen deutschen Rheinlanden für ihn geschaffenen Großherzogthums Cleve-Berg seinen Einzug in die neue Residenz. Ein wohlmeinender, offenerziger Mann, von soldatisch straffen Formen, jeder Schmeichelei abhold, erwiderte er dem Bürgermeister, der ihn bei der Huldigung mit einer langen salbungsvollen Rede empfing: „Es ist unmöglich, daß man mich in einem Lande, für das ich noch Nichts gethan, schon lieben kann,

dem dem jüngsten Sohne des Königs von Rom, dem Prinzen Louis Napoleon, de jure zugefallen" sei.

Uebrigens behielt sich Napoleon I. ausdrücklich die Oberregierung des Großherzogthums bis zur Majorennität seines Neffen vor, und das Land wurde nach französischer Schablone, kraft eines kaiserlichen Dekretes vom 14. November 1808, in Departements, Bezirke, Kantone und Gemeinden eingetheilt. Während ein französischer Senator, Graf Röderer, von Düsseldorf aus als Minister und Staatssekretär das Großherzogthum regierte, und die Bewohner mit einer Anzahl drückender Steuern¹²⁾, mit Einführung der Salz- und Tabak-Regie und mit einer unverschämt strengen Handhabung der Kontinental-Sperre belästigte, wurden ihnen auf der anderen Seite die Segnungen jener bürgerlichen Gleichheit zu Theil, mit welchen der siegreiche Sohn und Erbe der Revolution die seiner Herrschaft unterworfenen Länder für den Verlust ihrer nationalen Freiheit und Unabhängigkeit entschädigte. Schon am 12. December 1808 erließ der Kaiser ein Dekret, welches die Leibeigenschaft jeder Art, nebst allen daraus entspringenden Rechten und Verbindlichkeiten, aufhob, also die bisher leibeigenen oder dienstbaren Bauern in vollen Genuß der bürgerlichen Rechte versetzte. Es folgten am 1. März 1809 die Unterdrückung aller im Großherzogthum Berg bestehenden Lehnen, deren Ländereien als freies Eigenthum

jeder Veränderung stellte sich leicht als ein Fortschritt dar. Zudem ließ sich ja nicht leugnen, daß durch die neuen Einrichtungen manches Jahrhundertlang schweigend erduldetes Unrecht, mancher veraltete Mißbrauch und Zwang im Handumdrehen beseitigt ward; die französischen Gesetze hatten mindestens den Vorzug, einfach, klarverstandlich und für Alle gleich zu sein; dem Bürger und Bauer schmeichelte es, wenn der früher so barsche Amtmann jetzt demüthig vor ihnen die Knie zog und Reden höflich wie seines Gleichen als *citoyen* begrüßte, und der Kaiser ließ es vor Allem an den großmüthigsten Verheißungen nicht fehlen. So erschien — abgesehen von der Militär-Konstriktion, der Jeder sich gern zu entziehen suchte — die französische Herrschaft den meisten der Bewohner des Rheinlandes kaum als ein Unglück, oder höchstens als eine vorübergehende Kalamität, und Napoleon war ihnen das gewaltige Werkzeug, dessen sich die Vorsehung bediente, um eine bessere Zukunft herauf zu führen.

Die Wirkung dieser Einflüsse auf die Knabenzeit H. Heine's kann nicht scharf genug betont werden, wenn man zu einer gerechten Würdigung seiner Entwicklung und seiner nachmaligen schriftstellerischen Thätigkeit gelangen will. Um so weniger dürfen wir dies Moment außer Acht lassen, als er selbst den höchsten Werth darauf legt, und jene Einflüsse der französischen Zeit im Buche „*Le Grand*“ mit unübertrefflicher Lebensfrische geschildert hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß vor Allem der frühzeitig innige Verkehr mit den besten und beweglichen Elementen der französischen Nationalität ihm selbst jene bewegliche Kühnheit und Süherheit, vielleicht auch ein gut Theil seiner Grazie verlieh, womit er das Schwert wider die alte Gesellschaft erhob. Andererseits freilich wurden durch diesen Verkehr nicht minder in der jungen Seele des Knaben die ersten Keime zu jener

in späterer Zeit hat er in den „Liedern des Romancero“ eine pietätvolle Erinnerungsblume auf das Grab des lieblichen Knaben gepflanzt.¹⁹⁾

Im elterlichen Hause ward Harry zu einer strengen Erfüllung der jüdischen Religionsvorschriften angehalten. Wie genau er dieselben beobachtete, zeigt folgendes Beispiel, das Joseph Neunzig berichtet. Die beiden Kinder standen an einem Sonnabend auf der Straße, als plötzlich ein Haus zu brennen begann. Die Spritzen rasselten herbei und die müßigen Gaffer wurden aufgefordert, sich in die Reihe der Löschmannschaften zu stellen, um die Brandeimer weiter zu reichen. Als an Harry

aus der Universität Bonn Parry an jenen Steinwurf erinnerte, sprach Dieser mit ironischem Lächeln: „Wer weiß, wozu es gut war! Hättest Du nicht die poetische Ader getroffen und mir einen offenen Kopf verschafft, so wäre ich vielleicht niemals ein Dichter geworden!“ —

In seinem zehnten Jahre trat Parry in die untere Klasse der von den Franzosen in den Räumen des ehemaligen Franciscanerflosters errichteten höheren Unterrichtsanstalt ein, welche damals das Lyceum hieß, und später unter der preussischen Regierung den Namen Gymnasium annahm. Früher hatte sich in den katholischen Rheinlanden das gesammte Schul- und Unterrichtsweisen fast ausschließlich in Händen der geistlichen Orden, insbesondere der Jesuiten, befunden. Mit Aufhebung der Klöster waren jedoch ihre Lehranstalten ihres Vermögens beraubt worden, und mehrstentheils eingegangen. Die Franzosen hatten sich daher an den meisten Orten zur Anlegung neuer Schulen genöthigt gesehen, die in Gemäßheit des kaiserlichen Decretes vom 17. März 1808, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Sprache, Sitte und Bildung, völlig nach dem Zuschnitt der in Frankreich begründeten Anstalten eingerichtet wurden. Die Lehrkräfte aller höheren und niederen Schulen von der Nordsee bis zum Mittelmeer sollten nach dem Willen des Kaisers ein organisches Ganzes bilden, das von oben herab durch einen, dem Minister des Innern



Freund unserer Familie ganz besonders für mich interessirte; nach meiner Dehne, der mit ihm zu Bonn studirt hatte, war dort sein akademischer Oylades gewesen, und mein Großvater erkrankte ihn einst aus einer tödlichen Krankheit. Der alte Herr beschach sich deshalb sehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in solcher Unterredung ertheilte er ihr einstmals den Rath, mich dem Dienste der Kirche zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studiren; durch die einflussreichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälaten des höchsten Ranges besaß, versicherte er im Stande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern.“ Die Mutter schlug indeffen dies verführerische Anerbieten aus, und in der That ruft der Gedanke, daß Heine zur geistlichen Laufbahn bestimmt gewesen sei, so humoristische Betrachtungen hervor, daß der Dichter bei Erzählung dieser Thatsache es sich nicht versagen kann, die muthwilligsten Speculationen darüber anzustellen, wie er sich wohl im schwarzseidenen Mäntelchen des römischen Abbate, im Violettstrumpf des Monsignore, im rothen Kardinalshute, oder gar mit der dreifachen Krone auf dem Haupte ausgenommen hätte, den Segen ertheilend der Stadt und der Welt!

„Etwas deutsche Sprache“, berichtet Heine an einer anderen Stelle (Sämmtl. Werke, Bd. I, S. 240) „lernte ich auch von dem Professor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat, und in dessen Klasse sich meine Ribuben am meisten rausten“. Der Unterricht in der Mathematik war dem Professor Brewer übertragen, die griechischen und lateinischen Klassiker wurden von Professor Kramer explicirt, während der Abbé J. B. Daulney, „ein emigrierter Franzose,

Freudenmädchen sich einstellt, das er im „Romancero“ als Königin Pomare feiert. Stets ist uns die ausgesprochene Neigung Heine's für das wollüstig Märchenhafte, das sich um den Galgen herum angesiedelt hat, aufgefallen, und wenn sich auch noch anderswohin ihre Wurzeln erstrecken mögen, so findet sie doch gewiß in jener Jugendepisode ihre vornehmste Erklärung.“

Intimen Umgang pflog Harry, als er das Gymnasium besuchte, mit dem Sohne eines wucherischen Kornhändlers, einem gelbbleichen, frühreifen Büngling von menschenfeindlichem, verschüchtertem Wesen, der seiner exaltierten Richtung und seiner philosophischen Freigeisterei halber vom Vater fast verstoßen war. Er aß selten daheim am Familientische, er haßte seinen jüngeren Bruder, der sich unter der Anleitung des Vaters zum Geschäftsmann ausbildete; mit einem Haring und einem Stück Brot in der einen Tasche, philosophischen Schriften in der andern, brachte er viele einsame Stunden in den Nebenalleen des Hofgartens zu. Man gab ihm den Spitznamen „der Haringphilosoph“, Andere nannten ihn „den Atheisten“. Harry hatte mit ihm geheime Zusammenkünfte, da der junge absonderliche Mensch auch im Heine'schen Hause sehr ungern gesehen wurde. Sie lasen gemeinschaftlich mit einander die Werke Spinoza's und allerlei rationalistische Schriften, über welche sie die ernsthaftesten Diskussionen führten.

Als recht bedeutungsvoll will uns der Umstand erscheinen, daß die Lieder'sche Uebersetzung des „Don Quixote“, des größten Meisterwerkes der humoristischen Literatur, das erste Buch war, welches Harry in die Hände fiel, als er schon in ein verständiges Knabenalter getreten war. „Ich erinnere mich noch ganz genau

weinte über den Tod der heiligsten Freiheitshelden, über König Agis von Sparta, über Cajus und Liberius Gracchus von Rom, über Jesus von Jerusalem, und über Robespierre und Saint Just von Paris.“

Neben dem „Don Quixote“ von Cervantes, gehörten auch „Gulliver's Reisen“ von Swift zu den Lieblingsbüchern des Knaben, und in den Schicksalen des Riesen, dessen bedrohliche Gegenwart den lilliputanischen Zwergen so viel Noth und Sorge macht, sah er einige Jahre später „ein Spiegelbild des Kampfes, den das koalisierte Europa gegen den korsischen Helden focht, der seinen Besiegern noch als Gefangener auf St. Helena so viel Angst bereitete.“

Die Mutter empfahl ihren Kindern besonders die Lektüre von Reisebeschreibungen und Büchern, welche in das Gebiet der Länder- und Völkerkunde gehörten. Im Uebrigen sind uns über die Lektüre und den Bildungsgang Harry's in seinen Schuljahren keine näheren Details bekannt geworden. Noch lange jedoch blieb die wehmüthig heitere Erinnerung in ihm wach, wie er einst als ein kleines Bübchen in einer dumpfkatholischen Klosterschule zu Düsseldorf den ganzen lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufstehen durfte, und so viel Latein, Prügel und Geographie ausstehen mußte, und dann unmäßig lachte, wenn die alte Franciskanerglocke endlich Zwölf schlug“. Er machte seiner eigenen Angabe nach ¹⁰⁾, sämtliche Klassen des Gymnasiums durch, in welchen Humaniora gelehrt wurden; und hatte der muthwillige Knabe Anfangs geringe Veranlust bewiesen, so erwachte dieselbe doch in der Folgezeit, und in der

lichung solcher Wünsche ausgereicht, noch hätte dem Juden eine andere als die medicinische Laufbahn offen gestanden, für welche Harry nicht das mindeste Interesse bewies. So wurde er denn nach wiederholten Berathungen dem Handelsstande bestimmt und zu seiner Vorbereitung für den kaufmännischen Beruf auf einige Monate in die Bahrenkampfsche Handelsschule unweit seines elterlichen Hauses in der Vollerstraße gesandt. Im Jahre 1815 nahm ihn sein Vater zur Messe nach Frankfurt mit, und es gelang Dessen Bemühungen, ihm dort im Comptoir des Bankiers Rindskopf einen Platz zu verschaffen. Das einförmige Geschäftsleben war jedoch nicht im Stande, Harry's lebhaften Sinn zu fesseln, und nur mit Widerwillen erinnerte er sich in späterer Zeit dieses gezwungenen Aufenthalts in der alten Reichsstadt. Einige Jahre vor seinem Tode äußerte er gegen seinen Bruder Gustav: „Mein seliger Vater ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit in Frankfurt zurück. Ich sollte aus besonderen Rücksichten im Bureau des Bankiers meines Vaters als Volontär

mageren Kühen aussah . . . Unter den vorüber rollenden Kullen erkannte ich noch manchen alten Bekannten. Diese und die anderen Zahlenmenschen rollten vorüber, hastig und hungrig, während unfern längs den Häusern des Jungfernstiegs noch grauenhafter drollig ein Leichenzug sich hinbewegte. Ein trübhauniger Mummenschanz! hinter dem Trauerwagen einherstetzend auf ihren dünnen schwarzseidenen Beinchen, gleich Marionetten des Todes, gingen die wohlbekannten Rathsdienere, privilegierte Leidtragende in parodiert altburgundischem Kostüm: kurze schwarze Mäntel und schwarze Pluderhosen, weiße Perücken und weiße Halsberge, wozwischen die rothen bezahlten Gesichter gar possenhast hervorguckten, kurze Stahlbegen an den Hüften, unterm Arm ein grüner Regenschirm. Aber noch unheimlicher und verwirrender als diese Bilder, die sich wie ein chinesisches Schattenspiel schweigend vorbei bewegten, waren die Töne, die von einer andern Seite in mein Ohr drangen. Es waren heisere, schnarrende, metalllose Töne, ein unsinniges Kreischen, ein ängstliches Plätschern und verzweifelndes Schlürfen, ein Reichen und Schollern, ein Stöhnen und Aechzen, ein unbeschreibbar eiskalter Schmerzlaut. Das Bassin der Alster war zugefroren, nur nahe am Ufer war ein großes breites Viereck in der Eisdecke ausgehauen, und die entsetzlichen Töne, die ich eben vernommen, kamen aus den Kehlen der armen weißen Geschöpfe, die darin herumschwammen und in entsetzlicher Todesangst schrieten, und ach! es waren dieselben Schwäne, die einst so weich und heiter meine

—

—

—

—

—

hörte den ersten Wis, den Heine riß, indem er seiner Umgebung zuraunte: „Nehmt euch in Acht, daß ihr nicht ins Wasser fallt! — man fängt hier Stoddsche.“ Dabei reckten sich seine Mundwinkel scharf auseinander, und verkündeten, daß er einst schreiben würde, wie er heute sprach.

Der Verkehr Heine's mit Simrock, Rousseau, Beughe, Steinmann und Neunzig zog seine geistige Nahrung hauptsächlich aus dem lebhaften Interesse für Kunst und Poesie, das ihnen gemeinsam war. Alle Sechs versuchten sich eifrig in poetischer Produktion; sie lasen einander gegenseitig ihre neuesten Lieder und Tragödien vor, und tauschten ihr Urtheil über den Werth derselben aus. Die Briefe Heine's an Steinmann und Immermann²⁷⁾ beweisen, ein wie scharfer und redlicher Kritiker der Erstere nicht allein gegen sich selbst, sondern auch gegen seine poetisirenden Freunde war. „Streng sei gegen dich selbst!“ ist die unablässige Mahnung, welche er ihnen zuruft, und für deren Befolgung er ihnen durch die gewissenhafte Sorgfalt in der Ausarbeitung auch der kleinsten seiner Lieder ein treffliches Beispiel giebt. Es war ihm heiliger Ernst mit der Kunst, und Nichts verstimmte ihn mehr, als wenn der Besuch eines Freundes ihn juist zu der Zeit überraschte, wo er mit einer poetischen Arbeit beschäftigt war. Um solchen Störungen zu entgehen, riegelte er sich oftmals in seinem Zimmer ein, und ließ sich durch Niemand unterbrechen, bis er seine Arbeit vollendet hatte.

H. Heine schloß sich in Bonn mit Eifer der Burschenschaft an, deren Leiter größtentheils alte Senenser Studenten waren,

blieb auch sein dichterischer Schöpfungsdrang nicht müßig. Die Traumbilder, Lieder und Romanzen der „Zungen Leiden“ waren zum größten Theil schon in Hamburg und, nach der Rückkehr von dort, in Düsseldorf entstanden; einige derselben wurden jedoch erst in Bonn verfaßt. So auch fast sämtliche Sonette. Diese Versart war, nach Bürger's Vorgange, hauptsächlich durch die Romantiker wieder in Aufnahme gebracht worden, und sicherlich ward auch Heine zunächst durch die Anregungen Schlegel's bestimmt, sich in diesem reizenden Spiel kunstvoller Reimverschlingungen in streng geschlossener Form zu versuchen. Weit entfernt jedoch, sich mit einer Nachahmung der vorgefundenen Muster zu begnügen, trug er in den „Fresko-Sonetten“ einen ganz neuen Inhalt in die überlieferte Form. Während Bürger in den vier-

.....
tischen Misère — in Kunst, Literatur und Wissenschaft spiegelte?
Die napoleonische Herrschaft erdrückte jeden Einzelwillen und
beugte mit unwiderstehlicher Kraft jedes der vorgefundenen

..

.

..

1

2

3

historischen Disciplinen. Im Gegensatz zu der typischen Verallgemeinerung der Charaktere, welche in den Schiller'schen und Goethe'schen Dramen manchmal zu sentenzenhaft poetisirender Welibetrachtung ausgeartet war, vertiefte sich ferner die romanische Kritik mit Vorliebe in das psychologische Moment der von ihr zu beurtheilenden Kunstwerke, und hob, wie in Schlegel's Vertheidigung der Bürger'schen Gedichte, die Berechtigung der leidenschaftlichen Individualität gegenüber den idealistischen Abstraktionen der Klassiker von Weimar hervor. Das oppositionelle Bemühen, neue Grundlagen der Poesie ausfindig zu machen, führte zu einer Durchforschung aller Literaturen, und verschaffte uns jene meisterhaften Uebersetzungen des Shakspeare, Calderon und der spanischen und italiänischen Dichter, welche als Bausteine zum Tempel der Weltliteratur mit unermüdlichem Fleiß binnen weniger Jahre zusammengetragen wurden. In gleicher Tendenz erschlossen die Führer dieser literarischen Bewegung uns die Sprache und Weisheit der Inder, entfalteten vor unsern trunkenen Blicken die wieder aufgegrabenen Schätze der mittelhochdeutschen Poesie, und ließen den langverschütteten Quell des

jondern selbst ihrer vielbewunderten Naturpoesie fehlt meistens die echte Naivetät. Wurde doch von den Romantikern alles seither Feststehende auf den Kopf gestellt! wie hätten sie die Natur ausnahmsweise als ein Sicheres, friedlich Ruhendes betrachten sollen, an dessen Brust das gequälte Menschenkind Trost und Stärkung fände? Sie trugen ihre wilden Phantasmen auch in die Natur hinein, bevölkerten sie durch Auferweckung kindlicher Sagen wieder mit guten und bösen Dämonen, mit Feen und Berggeistern, Nixen und Kobolden, Wichtelmännchen und Alräunchen, und Diese kichern nun muthwillig hinter jedem Baume hervor, oder drohen aus der Felsenspalte, oder strecken die winkende Todtenhand aus dem schwarzen See. Dadurch wurde freilich die Natur, welche den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts fast ausschließlich zu langweilig deskriptiven oder theologisch-didaktischen Zwecken gedient hatte, lebendig beseelt und durchgeistet; aber den fröhlichen, Bald und Flur in pantheistischer Andacht durch-

Wiebel nahm durch seinen Kartellträger, den Grafen Ernst Ranzau
aus Holstein, die Forderung an, und bestimmte Ründen als Ort
Strodtmann, S. Heine. I



mann in späteren Jahren, die dramatische Production seiner Zeit auf glücklichere Wege zu leiten. In der Tragödie herrschten noch lange die romantischen Schicksalsdramen, im Schauspiel die thränenreichen Effektsstücke vor; und das Lustspiel begann in den zwanziger Jahren namentlich auf der königstädtischen Volksbühne in Berlin jene platt-frivole Richtung einzuschlagen, welche jedes ethischen Gehaltes entbehrt, und so Viel zum Verfall des deutschen Theaters beigetragen hat. Heine erkannte schon früh die sittliche Gefahr dieser Entwürdigung der Bühne; schon 1826 schrieb er

nich durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluß von Gästen ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klasse streben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa derselbe Ton, oder vielmehr sie sind den Pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsre hiesigen Bälle nichts Charakteristisches; wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender



Wie diese Erzählung andeutet, um keine Tage in Berlin häufig an jener schmerzhaften und verstimmenden Reizbarkeit der Kopfnerven, über welche er in seinen Briefen an Moser und Andere so viel klagt, und welche mit den Jahren beständig zunahm. Weder Sturzbäder, die er auf Anrathen der Aerzte eine Zeit lang gebrauchte, noch fortgesetzte längere Spaziergänge und oftmalige Reisen vermochten das Uebel zu heben. 59).

Ein tragikomisches Verhängnis schien es auch in Berlin

Philosophie und Literatur. Zumal in Berlin hatte man in den vorherhin geschilderten Kreisen ein wachsames Auge für jedes neue, verheißungsvolle Moment der philosophischen und literarischen Bewegung. Es war also ziemlich bestimmt zu erwarten, daß eine so originelle, die Bahn des Gewohnten durchaus verlassende Dichterkraft, wie sie sich schon in Heine's erster Papiersammlung ankündigte, dort nicht leicht übersehen werden würde.

Die hervorragende Bedeutung dieser „Gedichte“, welche (mit der Jahreszahl 1822) in der ersten Hälfte des Decembermonats 1821 erschienen, lag zunächst weniger in ihrem Inhalte, als in der überraschenden Eigenthümlichkeit ihrer Form. Was die Re-

netten, seiner gequälten Brust entrang, hatte mehr Aehnlichkeit mit dem Verzweiflungsschrei der Verdamnten, als mit dem faunisch lästernen Grinsen einer Schlegel'schen Lucinde oder mit dem blasirten Hohngelächter eines Tied'schen William Lovell. Allerdings war der geistige Zusammenhang mit der Richtung und den Vorbildern der romantischen Schule nicht zu verkennen. Schon in der Wahl der Stoffe sprach sich derselbe aus; zum Theil aber auch in der Behandlungsart, in einer absichtlichen Vernachlässigung der Form, in einem Liebäugeln mit veralteten Worten und Wendungen. Das Weglassen des Artikels in den trochäischen Verszeilen des ersten Traumbildes („Wasche, wasche Hemde rein“, „Zimmre hurtig Eichenschrank“, „Schaufle Grube tief und weit!“), in der Romanze „Die Weihe“ („Lebensschifflein treibet irre“, „Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid“ 2c.) und in zahlreichen andern Gedichten; die gekünstelte Alterthümlichkeit der Sprache in dem modern trivialen „Minnegruße“

nen und unerhört, daß seine milden und doch so klangvollen Reizen sich rasch ein Echo in den Herzen der besten unter den Zeitgenossen weckten. Barnhagen beeilte sich, eine Anzeige des Büchleins im „Gesellschafter“ (Nr. 11, vom 19. Januar 1822) zu liefern, und war der Erste, welcher eine der charakteristischen Vorzüge der Heine'schen Lieder hervorhob: „Der hier auftretende Dichter — denn so müssen wir ihn doch wohl nennen — hat ausgezeichnete Anlagen. Seine Lieder kommen aus einer echten Quelle, es ist Anschauung und Gefühl darin. Nachahmung, bewusste und absichtliche, ist auch dem gerissenen Dichter noch erlaubt, die unwillkürliche aber dem anfangenden, bei der Masse von Gebildeten, fast unvermeidlich; in ihr selber jedoch kann sich das Selbständige zeigen. So möchte hier allerdings Einiges an Uhland, Anderes an Rückert erinnern; aber Dies gilt mehr von der Tonart, als von dem Gehalt, und muß vielleicht auf eine höhere, gemeinschaftliche Quelle, die allen deutschen Dichtern gehört, nämlich die Quelle unseres deutschen Volksliedes überhaupt, zurückgeführt werden. Das Eigenthümliche arbeitet sich aus diesem Ueberlieferten hier überall mit Kraft empor, und bloß Nachgemachtes ist uns nirgends vorgekommen. Besonders glücklich erscheint Herr Heine in seiner dichterischen Auffassung der Gegenstände; es zeigt sich darin oft ein höchst sinnreicher und anziehender Humor, wie z. B. in den „Traumbildern“ und mehreren andern Gedichten. Kein Schwall von Worten, kein herkömmliches Füllwort. Die Sprache ist kraftvoll und gedrungen, auch zart und lieblich, wo es sein soll.“ — Einige Monate später sprach Immermann im „Kunst- und Wissenschaftsblatte“ des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers“ (Nr. 23, vom 31. Mai 1822) die Gedanken aus, welche die Lektüre, der Heine'schen Gedichte in ihm

sition gegen die übrige Welt; er, der eigentlich berufen ist, zwischen und über allen Parteien stehend, alle aufzulösen und zu beschwichtigen, bildet jetzt die heftigste Partei, und wie er sonst friedlich, wohlempfangen in die Hütte und in den Palast trat, so muß er nun, in Stahl und Eisen gepanzert, sein Schwert immer zum Ausfall bereit halten.

„Jenen bitteren Grimm über eine nüchterne, unempfindliche Gegenwart, jene tiefe Feindschaft gegen die Zeit, scheint nun die kraftvolle Natur unsers Heine ganz besonders stark zu hegen, und daraus wird es mir erklärlich, warum ein Jüngling unter 58 Ge-

theatralisch, kurz voller Poesie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das ist es. Warum mußte der Tugendhafte untergehen durch List der Schelme? Warum mußte die gute Absicht verderblich wirken? Warum mußte die Unschuld leiden? Das sind die Fragen, die uns marternd die Brust beklemmen, wenn wir nach der Vorstellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieses qualvolle Warum in der Tragödie zu ausdrücken, und sie erkannten das Fatum. Wo nun aus der beklemmten Brust ein schweres Warum hervorstieg, kam gleich der ernste Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathschluß der Nothwendigkeit, dem sich sogar die Götter beugen. So war die geistige Ergänzungssucht des Menschen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unsichtbare Einheit: — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unserer Zeit haben Dasselbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und so entstanden unsere heutigen Schicksalstragödien. Ob diese Nachbildung glücklich war, ob sie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechischen Urbild hatte, lassen wir dahingestellt. Genug, so löblich auch ihr Streben nach Hervor-

allgemeine Menschenverbrüderung, das Ahrchristenthum. Von diesem sind die polnischen Edelleute, eben so gut wie wir, noch sehr entfernt. Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholicismus, ohne leider den großen Geist dieser Formen und ihren jetzigen Uebergang zum Weltgeschichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt sich zur französischen Philosophie. Ich will hier diese gewiß nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich sie verehere, und sehr verehere; ich selbst bin gewissermaßen ein Kind derselben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptsache — die Liebe. Wo dieser Stern nicht leuchtet, da ist es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyclopädie ihr Brillantfeuer umhersprühen. — Wenn Vaterland das erste Wort des Polen ist, so ist Freiheit das zweite. Ein schönes Wort! Nächste der Liebe gewiß das schönste. Aber es ist auch nächste der Liebe das Wort, das am meisten mißverstanden wird und ganz entgegengejetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muß. Hier ist Das der Fall. Die Freiheit der meisten Polen ist nicht die göttliche, die Washington'sche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kościusko haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emancipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlpruch des Adels, der dem Könige so viel Rechte als möglich abzuwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst Nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich mußte untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzsword in der Hand trug. In der That, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur daß in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbständig gemacht hatten, wie bei uns, und daß durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharina's, vor einem Arafauer Reichs-

besser als die vorhergegangene sein . . . Hier liegen die Gründe, weshalb Sie so fruchtbar sind, warum Sie oft bei der Masse des Angesehenen nicht wissen, wohin damit, und zu zusammengebrängten Reflexionen Ihre Zuflucht nehmen müssen, wo Schatz-

Der Herausgeber im „Gedächtnis“ magt ebenfalls schon darauf
aufmerksam, welcher ein Schatz diese Liederfammlung für einen
geiftreichen Komponiften fei, und fchließt, nach Mittheilung einiger
Stellen aus der Hauptfzene des „Almanzor“, mit den Worten:

liebt man die Frau seines Freundes und tödtet sich aus Gram

und die täglich schäumender überlocht.“ Dies Hineinragen der socialen Frage in die Tragödie, welches der Dichter in den angezogenen Worten so nachdrücklich betont, ist jedoch zunächst nur von sekundärer Bedeutung. Mehr interessiert uns bei Beurtheilung des Gedichtes der Umstand, daß der Verfasser diesem selbst die wunderliche Benennung einer „dramatisirten Ballade“ giebt. Nichts Anderes ist in der That der „Ratcliff“, und darin liegt seine Schwäche als Drama. Die bei den Romantikern übliche Vermischung der verschiedenen Kunstformen hat den Dichter zu dem Irrthume verlockt, einen Stoff von durchaus lyrischer Art, mit Einflechtung einer unheimlichen Ballade, dramatisch zu behandeln. Selbst die Schicksalstragödien, über welche Heine,



10

11

12

den er erst hat roben wollen, als sein eigenes Kind im Glauben
Muhammed's und im Haffe gegen das Christenthum. Bei der

1. The first part of the document is a title page, which includes the title, author, and date.

Religion trübseligster Entsagung zu schildern, welche die Erde in „ein großes Gelqathu“ verwandelt, und „auf das Grab der Morie die traurige Cyresse pflanzt.“ Auch ließe sich ein Uebermaß von asketischem Eifer bei der zum Christenthum übergetretenen Maurin psychologisch wohl erklären. Nur bleiben leider die religiösen Zwiegespräche der beiden Liebenden geistreiche Strohvorleser und lyrische Ergüsse ohne alle Einwirkung auf den Gang der Handlung und auf die Entwicklung der Charaktere.

Besser und kräftiger, als die Hauptpersonen, sind die Nebenfiguren gezeichnet. Sie haben dramatisches Leben, weil die an ihnen besonders hervorragenden Züge fest angedeutet und durch keine breitere Ausführung lyrisch verwaschen sind. Nur die Gestalt Alj's bleibt unklar und schattenhaft, weil sie, wie vorher bemerkt, nicht genügend durch sich selbst motiviert ist. Der völlig undramatische Chor — man erfährt nicht einmal, Wo und Was er nach der Intention des Verfassers repräsentieren soll — erzählt uns freilich von allerlei edlen Beweggründen, aus denen Alj zum Christenthum übergetreten sei; aber aus seinen eigenen Worten und Handlungen geht Nichts von Alj diesem hervor, nicht einmal ein ernstes Ringen um die Ueberzeugung und ein Versuch, sich zum Glauben zu zwingen, wodurch die finsternen Schlussworte des Dramas ein bedeutungsvolles Relief erhielten. Weit lebensvoller tritt der starre Anhänger des mohamedanischen Glaubens, der alte Hassan, vor uns hin, und das dem Zuchthaus entstrungene Gaunerpaar, Enrique mit Diego, sowie der ängstliche Diener Pedrillo, sind episodische Gestalten, welche der Dichter mit dem ergötzlichsten Humor skizziert. Ueberhaupt verrathen die komischen Partien des Stückes, wie die Unterhaltungen der beiden Glückstritter oder die Klatschereien der vom Verlobungsfest heimkehrenden Gäste, ein ungleich achtsamerwerthes dramatisches Talent, als die ernsthaften Scenen, 12

lebendige Tradition des Prophetenzeitalters aber verknöcherte zu einem unwandelbaren Schriftenthum, das zu den Büchern des alten Testaments noch die Mishna und den Talmud gefügt hatte, deren spitzfindige Auslegung und Erklärung die ganze Lebensaufgabe der jüdischen Gelehrten war.

Den ersten Lichtstrahl in dies mitternächtige Dunkel warf die sonnenhaft glänzende Erscheinung Moses Mendelssohn's. Ein Zeitgenosse und Freund Lessing's, kostete er muthvoll von den Früchten des verbotenen Baumes nichtjüdischer Bildung, in vollen Zügen trank er aus dem Quell des lebendigen Wissens der Gegenwart, und siehe da, die Besten und Edelsten der Christen ehrten und liebten ihn, und suchten ihn wohl gar, wie Lavater in seinem berühmten Sendschreiben, zu ihrer Religion hinüber zu ziehen. Aber Mendelssohn bewahrte dem Glauben seiner Väter die unverbrüchlichste Treue, er hielt streng das mosaische Gesetz, und gab seinen Genossen das Beispiel, daß man Jude bleiben und dennoch Antheil haben könne am Leben und Wissen

reisten gemeinschaftlich nach Berlin, um sich dort besondere Kenntnisse und eine minder exklusive Bildung zu erwerben. Wenn

aus dem zweiten Munde des deutschen Volkes, eines seiner größten Gottesgelehrten und Dichter; sie drücken kurz aus, was ich weitläufiger gesagt habe: „Es wird eine Zeit kommen, wo man in Europa nicht mehr fragen wird, wer Jude und wer Christ sei“. Diese Zeit schneller herbeizuführen, als sie ohnedies sich herbeiführen möchte, mit aller Ihnen zu Gebot stehenden Kraft und Anstrengung sie herbeizuführen: Das ist die

ausübte. Unter demselben Einflusse standen zwei andere der hervorragendsten Vereinsmitglieder, Moser und Wehlwül, welche jahrelang regelmäßig die Vorlesungen Hegel's besuchten, und sich bis an ihr Lebensende aufs angelegentlichste mit dem Studium seiner Werke beschäftigten. Unerreichtes Wissen sind diese Einwirkungen der Hegel'schen Philosophie auf die geistig fortgeschrittensten unter den damaligen Reformatoren des Judenthums niemals gebührend betont worden. Daß Mendavid Zeit seines Lebens ein hartnäckiger Anhänger Kant's geblieben und von Hegel Nichts wissen mochte, ward schon früher bemerkt; wir wollen gleich hinzufügen, daß auch Jung, der seit 1820 sich mit der Hegel'schen Philosophie vertraut zu machen begann, darum keineswegs ein Anhänger derselben geworden ist. Desto bestimmter können wir Solches von den drei oben genannten Männern behaupten. Bei Eduard Gans brauchen wir diese Bezüge nicht nachzuweisen: sie sind allbekannt durch seine rechtswissenschaftlichen Werke, in denen er den weiteren Ausbau jener Hegel'schen Rechtsphilosophie unternahm, die er auch nach dem Tode des Meisters herausgab; die vorhin angeführten Stellen aus seinen Vortragsreden aber bezeugen, daß er sich die großen geschichtsphilosophischen Ideen desselben schon zu einer Zeit angeeignet hatte, wo ihm noch jeder Gedanke eines Glaubenswechsels ferulag. Wenn er später, wie Jung versichert, gerade durch Hegel für Juden und Judenthum erkalte, so liegt hierin kein so greller Widerspruch, wie es auf den ersten Blick scheinen mag; denn sein Abfall von der erst so warm durch ihn befürworteten Sache seiner Glaubensgenossen wurde eben zumeist durch die Erkenntnis veranlaßt, daß ihn Letztere im Stich ließen, oder sich nicht zur Höhe der von ihm vertretenen Idee aufzuschwingen vermochten, sondern weit geringfügigere Zwecke verfolgten. Eben jene große geschichts-

Philosophie verstehen muß, in die wir ebenfalls eingevoingen zu bemühe.“ — „Du bist mit der Gegenwart unzufrieden, lieber Freund;“ antwortet Wohlwill; „wer nicht? — Doch vielleicht thut man ihr Unrecht. Ist nicht jede Gegenwart Fragment, unendlich, an die Zeit gekettet nach hinten, abgebrochen nach vorne? Wer heißt uns die Hieroglyphe des letzten Knotens deuten, als hörte der Faden der Geschichte da auf? Ist es bloßer Hefen, der in der Krisis der Gegenwart gährt? mouffiert nicht in ihr auch der Gäscht aller edlern, kräftigern Vergangenheit; wird sich nicht der lautere Tranß der Zukunft aus ihr aufklären?“ — „Ja

betragt, doch den jetzigen Cartouche achte ich weit mehr.“ Aus-
richtige Hochachtung dagegen bewies Heine der von Junz an den
Tag gelegten, auf rein wissenschaftlicher Basis ruhenden Thätigkeit.
„Ich erwarte Viel von seinen nächstens erscheinenden Predigten,“
schrieb er (Ebd., S. 41 ff.) im Frühjahr 1823 an Wohlwill;
„freilich keine Erbauung und sanftmüthige Seelenpflaster, aber

Vereins gab er mehrere Monate hindurch wöchentlich drei Geschichtsstunden; unter seinen Schülern befand sich der nachmals so berühmt gewordene, 1867 in Paris verstorbene Orientalist Salomon Munk, welcher ihm bis an sein Lebensende ein treuer persönlicher Freund blieb. Der Voratz, für den Verein thätig zu sein, ließ ihn auch in der rheinischen Heimat alte Verbindungen wieder anknüpfen, durch welche er u. A. seinen Oheim Simon von Geldern in Düsseldorf dem Vereine als Mitglied gewann. Für die Zeitschrift gedachte Heine ebenfalls Beiträge zu liefern, aber seine Kränklichkeit verwehrete es ihm, zur Ausführung dieses Vor-

Vernünftige ein wirkliches Sein haben kann, wendet sich Gaus zu den Hindernissen, die sich der Wirksamkeit des Vereins entgegen gestellt. „Sene Hindernisse sind nicht etwa der Gedanke, der mit dem Gedanken kämpft; nein, sie bestehen eben in Dem, was von

Größ der gebildeten Israeliten einige Theilnahme sich kundgab, und selbst für erstere war in Berlin das Interesse so gering, daß sich nach Schließung des Tempels die widerwärtigsten Streitigkeiten unter der jüdischen Gemeinde erhoben, zu deren Schlichtung man zuletzt gar die Staatsbehörde anrief, — freilich nur um vom Minister Schuckmann die laustische Antwort zu erhalten: da die jüdische Gemeinde nur eine tolerierte sei, habe sie nicht das Recht zu fordern, daß der Staat sich um ihre Angelegenheiten bekümmere! — „Es giebt für mich nichts Lästigeres, als von Judensachen zu reden,“ schrieb Moser einige Wochen, nachdem Gans seinen geharnischten Bericht über die Hindernisse eines durchgreifenden Erfolgs der Vereinsthätigkeit erstattet hatte. „Ist Weißbier das Bild des berlinischen Wesens, so sind die Juden

Um diese ausführlich mit ihm zu besprechen, reiste er in der ersten Woche des Julimonats nach Hamburg. Unglücklicherweise traf er seinen reichen Oheim eben im Begriff, eine mehrwöchentliche Geschäfts- und Erholungsreise anzutreten. Es kam daher nicht zu der gewünschten eingehenden Erörterung, und Harry mußte sich mit unsicheren Vertröstungen begnügen. Mit Ausnahme seines Onkels Henry, der ihm stets sehr herzlich zugethan war, stand er ohnehin mit seinen Hamburger Verwandten nicht auf dem besten Fuße. Sie zuckten meistens die Achseln über seinen „poetischen Aufzug“ und stellten ihn in den Augen Salomon Heine's als einen leichtfertigen jungen Menschen dar, von dessen Zukunft wenig Erfreuliches zu hoffen sei. Die Briefe Harry's strotzen von bitteren Klagen über die Klatzereien, durch welche man ihm die Gunst des reichen Onkels zu entziehen suche. „Ein mir feindliches Hundepack umlagert meinen Oheim,“ schrieb er bereits von Lüneburg aus an Moser²¹⁾. „Ich werde vielleicht Bekanntschaften in Hamburg machen, die in dieser Hinsicht ein Gegengewicht bilden können. Nur ahnt's mir, daß ich mit meiner abstoßenden Höflichkeit und Ironie und Ehrlichkeit mir mehr Menschen verfeinde als befreunde werde.“ Zur selben Zeit bat er Barnhagen um Empfehlungen nach Hamburg²²⁾: „Ich beabsichtige, dort viele Bekanntschaften zu machen, wovon vielleicht eine oder die andere mir durch Vermittlung in der Folge von Wichtigkeit sein mag. Obschon Dieses für mich bekanntschäftscheuen Menschen durchaus nicht amüsant ist, so rathet mir doch die Klugheit, der Sicherheit in der Folge wegen, Dergleichen nicht zu übersehen. Haben Sie, Herr von Barnhagen, einen Freund in Hamburg, dessen Bekanntschaft mir in dieser



gewaltsam zu entreißen, indem er am 22. Juli die beabsichtigte Badereise antrat. Das Seebad, welches er in Cuxhaven gebrauchte, stärkte seine Nerven, und er gewann allmählich die Ruhe, sich wieder mit der Konception poetischer Pläne zu beschäftigen. Wie schwer und langsam er jedoch das von Neuem so heftig erschütterte Gleichgewicht seiner Seele wiederfand, sagen uns die Anfangszeilen eines Briefes an Moser vom 23. August (Bd. XIX., S. 102): „Sei froh, daß ich dir so lange nicht geschrieben. Ich hatte nicht viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich war zu einer schlimmen Zeit in Hamburg. Meine Schmerzen machten mich unerquicklich, und durch den Todesfall einer Koufine und die dadurch entstandene Bestürzung in meiner Familie fand ich auch nicht viel Erquickliches bei Andern. Zu gleicher Zeit wirkte die Magie des Ortes furchtbar auf meine Seele, und ein ganz neues Princip tauchte in derselben auf; dieses Gemüthsprincip wird mich wohl eine Reihe Jahre lang leiten und mein Thun und Lassen bestimmen. Wär' ich ein Deutscher — und ich bin kein

einem Briefe an Friederike Robert¹⁰⁴): „Mit Vergnügen habe ich vernommen, schöne Frau, daß Sie meinen Oheim Salomon Heine kennen gelernt. Wie hat er Ihnen gefallen? Sagen Sie, sagen Sie!? Es ist ein bedeutender Mensch, der bei großen Gebrechen auch die größten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beständigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, fast mehr als mich selbst. Dieselbe störrige Reiztheit, bodenlose Gemüthsweichheit und unberechenbare Berrücktheit — nur daß Fortuna ihn zum Millionär und mich zum Gegentheil, d. h. zum Dichter gemacht, und uns dadurch äußerlich in Gesinnung und Lebensweise höchst verschieden ausgebildet hat.“

1

1

Deutscher, wie du wohl weißt (wie auch, Dico u. m. d.)
Ich würde mir auch Nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutscher
wäre. O ce sont des barbares! Es giebt nur drei gebildete,
civilisierte Völker: die Franzosen, die Chinesen und die Perser.
Ich bin stolz darauf, ein Perser zu sein. Daß ich deutsche Verse
mache, hat seine eigene Bewandniß. Die schöne Gulnare hat
nämlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört, daß das Deutsche

ganz in seinem juristischen Fachstudium lebe und das Corpus juris sein Kopfkissen sei, scheint Heine doch nebenher auch die geselligen Freuden des Umgangs aufgesucht und die sich ihm darbietenden Zerstreuungen nicht verschmäht zu haben, wie schon die humoristische Andeutung (Ebd., S. 155) besagt: „Dennoch treibe ich noch manches Andere, z. B. Chronikenlesen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Rathskeller ruinieren mich. Auch die Liebe quält mich. Es ist nicht mehr die frühere, die einseitige Liebe, sondern, wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die medicaische Venus, die hier auf der Bibliothek steht, und die schöne Köchin des Hofrath Bauer. Ach, und bei Beiden liebe ich unglücklich!“

nale heraus, die es sämmtlich nicht über einen halben Jahrgang brachten ¹¹³⁾, — sandte er ihm doch als bereitwillige Unterstützung manche poetische Beiträge ein, die freilich, getreu der oben ausgesprochenen Maxime, in Zukunft nur Vorzügliches unter seinem Namen veröffentlichen zu wollen, meistens bloß mit der Chiffre ^{****}e unterzeichnet wurden. Einige derselben haben in dem Cyllus: „Die Heimkehr“, andere erst in den „Neuen Gedichten“ und im „Romancero“ Aufnahme gefunden; manche jedoch sind

diebstahl ausgehen," scherzt er mit Anspielung auf seine Bitte an Moser, für ihn die Recension über das Bepp'sche Buch zu schreiben.

Mit den Professoren unterhielt Heine, außer mit Eichhorn und Sartorius, geringen Verkehr. Auch mit seinen Kommilitonen pflog er im Ganzen nur einen oberflächlichen Umgang, obgleich er als „alter Bursch“ bei den meisten Studentenhändeln hinzugezogen ward, und der Zerstreuung halber manches Duell und manche fidele Suite nach den umliegenden Ortschaften mitmachte. „Ich treibe mich viel herum in Studenten-Angelegenheiten," schrieb er im Sommer 1824 (Ebd., S. 175, 176 und 178). „Bei den meisten Duellen hier bin ich Sekundant oder Zeuge oder Unparteiischer oder wenigstens Zuschauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Besseres habe. Und im Grunde ist es auch besser, als das leichte Gewäsche der jungen und alten Decenten unserer Georgia Augusta. Ich weiche dem Volk überall aus." Wiewohl die Universität Göttingen Betreffs ihrer Frequenz — (die nie wieder erreichte Zahl der Immatrikulierten stieg im Sommersemester 1825 auf 1441) — damals auf ihrem Höhepunkte stand, und unter den Studierenden im Ganzen ein ernsteres wissenschaftliches Streben als in den lehtverfloffenen Jahren herrschte, bildeten doch Kominers und Duell immer noch die Grundpfeiler des akademischen Lebens. Nur mußte die kampflustige Jugend, da zu jener Zeit der Senat mit besonderer Strenge gegen das Duellwesen zu Felde zog, ihre Kechden extra



1

kleines, schwarzgezeichnetes Tuch trug er um den Hals gewunden, und im Sommer regelmäßig in Beinkleidern von Nanking, häufig auch in Schuhen und weißen Strümpfen an den normal gebildeten Füßen, die keinesweges, wie Laube bemerkt, an die „jüdische Race“ erinnerten. Er trug endlich stets entweder einen gelben Strohhut oder eine grüne Mütze, die in einen viereckigen Beutel auslief, welcher damals bis auf den Schirm herabgezogen wurde.“

Eduard Wedekind, der zu jener Zeit gelegentlich poetisierte und nicht lange nachher ein Trauerspiel „Abälard und Heloise“ veröffentlichte, erzählt in einem Aufsatze über G. Heine²⁰⁾, daß Letzterer, gleich seinen Freunden, sich sehr geringschätzte über den hypernaiven Ton der seit Kurzem beliebt gewordenen Märchen-dichtungen aussprach und dieselben für sehr wohlfeile Waare



11

12





~~.....~~
Eifrig und geschäftig ist er,
Mir zu dienen, mir zu nützen.'

hatte er von den Anfeindungen der Tempel-Juden zu leiden, die ihm nicht bloß seinen Religionswechsel verdachten, sondern ihm noch minder den Spott verzeihen konnten, mit welchem er sich hie und da über ihre Synagogenreform ausließ. Seine war in derselben Täuschung wie seine geistvollen Berliner Freunde befangen, er sah nicht ein, daß die große Masse der Juden nur durch ein vorsichtiges Schonen ihrer ererbten Sitte und Religion auf dem Wege langsamer Entwicklung für den Kulturfortschritt zu gewinnen sei. Die Berliner Heißsporne, welche die Reform ihrer Glaubensgenossen von einem großen politischen Gedanken aus hatten durchführen wollen, stießen auf taube Ohren, und als ihr Werk gescheitert war, ließen sich aus Unmuth und Verzweiflung Viele, ja die Meisten von ihnen, taufen. Die Hamburger Synagogenverbesserer trugen sich nicht mit so hoch fliegenden Plänen, sondern beschränkten die von ihnen erstrebte Reform auf ein sehr bescheidenes Maß; eben deshalb aber fanden sie thätige Unterstützung, und erreichten, getreulich ausdauernd, ihr Ziel. Seine freilich warf ihnen ängstliche Halbheit und verstockte Engherzigkeit vor, weil ihm das starre Betonen des religiösen Momentes als ein Hemmnis des Eintretens der Juden in das moderne Kulturleben erschien, er bewitzelte und bekrittelt, was als Uebergangsstufe praktisch vollkommen berechtigt war, und gab dadurch selber den Anlaß zu Reibereien der unerquicklichsten Art. Versifflierende Aeußerungen über den Hamburger Tempel und dessen Anhänger wurden dem Onkel Salomon ein Mal über das andere mit verschlimmernden Zusätzen hinterbracht, und statt gegen die Fälschungen und Verdrehungen seiner Worte zu protestieren, vermehrte Heinrich Seine das Aergernis, indem er mit trotziger Eitelkeit die ihm schuld gegebenen Auslassungen das nächste Mal vor dem Onkel in Gegenwart der Ohrenbläser wiederholte, oder wohl gar durch noch krassere Ausdrücke überbot¹³⁸). Dadurch wurde natürlich Nichts gebessert, die Bezeichnung der Frivolität und Charakterlosigkeit verwundete um so schärfer, als die Taufe des Dichters eine nicht weg zu disputierende Handhabe zur Verdächtigung seiner Gesinnungen bot, und es bildete sich bei ihm ein mit den Jahren zunehmender Groll gegen Hamburg aus, der ihn nie wieder verlassen hat. „Ich sehe, Sie



Gewand jedesmal genau der 'Situation' und der wechselnden Stimmung anzupassen, sehen wir aus dem bedeutungsvollen Vortreten des daktylischen, anapästischen, jambischen oder trochäischen Verscharakters in stetem Einklange mit der auf und ab fluthenden Bewegung des unruhigen Oceans und der ebenso unruhigen menschlichen Leidenschaft. Die innige Wechselbeziehung zwischen der wunderbaren Meeresstafage und den wilden Träumen der Dichterseele erhöht den seltsamen Reiz der „Nordseebilder“. Von eigenthümlicher Wirkung ist ferner das humoristische Hineinziehen der altgriechischen Mythologie in die nordisch-düstere Landschaft und in die modernsten Lebensverhältnisse. Statt der Delphine und Nixen heben sich, wie auf den Bildern von Rubens und Paul Veronese, plötzlich klassische Tritonen und Nereiden aus dem Wellenschaume hervor; der Dichter tritt als ein verkleideter homerischer Gott in die ärmliche Fischerhütte, und spielt den Apoll in der Eheerzählung, der, statt die Herden des Admet zu weiden, Perseus in der Nordsee fängt; oder er zeigt uns mit spöttischem Lachen den abgewerkten alten Meergott Poseidon, wie er in der Jacke von gelbem Flanell und mit der weißen Nachtmütze dem Meere enttaucht. Es ist ein an den Brüsten der Hegel'schen Philosophie genährter Titanenstolz, der

dem so häufig gegen die jeder strengen Einheit ermangelnde humoristische Form der Heine'schen Werke erhoben wurden, durchaus berechtigt. Nur sollte man nicht vergessen, daß derselbe Tadel fast ausnahmslos eben so wohl die Werke aller übrigen humoristischen Schriftsteller trifft, weil eben der Humor, um uns des Goethe'schen Ausspruchs zu bedienen, seinem Wesen nach „zulezt alle Kunst zerstört“. In den Shakspeare'schen Dramen ist der Humor zwar ein hervorragendes, aber doch nur ein Element neben vielen anderen, eben so bedeutenden, ja, zum Theil wichtigeren Ingredienzen; es würde also unbillig sein, Heine's poetische Prosa, welcher der Humor das werthbestimmende Gepräge verleiht, mit den dramatisch geschlossenen Kunstschöpfungen des brittischen Dichters in Vergleich zu bringen. Hinter Sterne's „Sentimentaler Reise“ und „Tristram Shandy“ oder Jean

eine mehrmonatliche Reise nach England an. Hauptzweck darn war, wie er an Mojer schrieb (Bd. XIX, S. 312), har- den verhassten und doch stets wieder ihn anlockenden Sch- trüber Erinnerungen, auf längere Zeit — wo möglich, auf Ni- wiederkehr — zu verlassen. „Es war nicht die Angst,“ sagt a in einem Briefe an Barnhagen¹⁸⁰), „die mich wegtrieb, sondern das Klugheitsgesetz, das Jedem rathet, Nichts zu riskieren, we- gar Nichts zu gewinnen ist. Hätte ich Aussicht gehabt, in Berl- angestellt zu werden, so wäre ich, unbekümmert um den Inbal- meines Buches, direkt dorthin gereist. Ich denke, da unser Min- sterium gescheit ist, habe ich jetzt mehr als je die Aussicht, an- gestellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurück kehren. Ich habe von den Schicksalen meines Buches noch kein Wort erfahren. Ich weiß sie vorher. Ich- kenne meine Deutschen. Sie werden erschrecken, überlegen un- Nichts thun. Ich zweifle sogar, daß das Buch verboten wird. Es war aber nothwendig, daß es geschrieben wurde. In die- se leichtesten, servilen Zeit mußte Etwas geschehen. Ich habe das Meinige gethan und beschäme jene hartherzigen Freunde, die ein- so Viel thun wollten und jetzt schweigen. Wenn sie zusammen sind und in Reih' und Glied stehen, sind die feigsten Rekruten

Engländer über Politik spricht, so wird er doch immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen. Sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der gescheiteste Engländer Nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entsteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Mischung von Weisheit und Unsinn, sobald im Parlamente die Emancipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion kollidieren.“ Desto mehr imponierte dem jungen Deutschen, in dessen Heimat das öffentliche politische Leben kaum noch im ersten Erwachen war, die anregende Lebendigkeit der parlamentarischen Verhandlungen, aus denen er zu Nutz und Frommen seiner Landsleute

und somit gleichsam verwahren uns, daß die Wahrheit zu sein



Selten habt ihr mich verstanden,
 Selten auch verstand ich euch;
 Nur wenn wir im Roth uns fanden,
 So verstanden wir uns gleich.

Und gewiß, wer in der Heine'schen Ironie nur ein selbstzufriedenes Lächeln sieht, und das Seelenweh des Dichters über den Verlust aller poetischen Ideale nicht herausfühlt, Der hat das innerste Wesen der Heine'schen Dichtung nie begriffen. Befremdend ist nun allerdings dieses frivole Spiel, welches der Dichter mit der Poesie treibt, diese Verhöhnung der Dichtung in ihrem eigenen Reiche, dieser ewige Selbstmord des Schönen. Und es wird noch befremdender, wenn wir die großen Dichter der Vergangenheit daneben halten, oder von den possierlichen Sprüngen der Heine'schen Muse den Blick wenden zu Goethe's und Schiller's herrlicher Menschlichkeit. Wie begegnet uns da die Achtung vor dem Menschen und seiner edlern Seite, wie heilig und ernst ist das Streben in ihren Schöpfungen, wie innig der Glaube und die Hingebung an Alles, was sie als Ideal erkannten! Hohen Priestern gleich saßen sie vor dem heiligen Tempel der Kunst und bewahrten die stolzen Götterbilder, die sie geschaffen, vor jeder Entweihung. Aber bei Heine scheint es, als spottete er des Menschen und seiner heiligsten Seite, als spiele er mit seinen eigenen Gaben schöner Menschlichkeit, als lästere er die Poesie durch die Poesie, als fühle er sich nur heimisch im Spott und in der Verachtung. Nichts ragt hervor in Religion, in Kunst, in Wissenschaft und Leben, dem seine leichtfertige Muse nicht die Schellenkappe ihres vernichtenden Witzes aufsetzte. Aber wenn man auch nicht leugnen kann, daß Heine seinem Spotte manchmal allzufrei die Zügel schießen läßt, und in der Verhöhnung des Falschen auch viel Wahres und Ewiges mit zu Boden wirft, so darf man doch nicht vergessen, daß es einer solchen zersehbaren Ironie bedurfte, um unsere Dichtung und unser geistiges Leben vor der Verflachung zu retten, in welche die Verirrungen der Romantiker beide gebracht hatten. Es galt, den Blick wieder frei zu machen von den Luftschlössern und Wahngebilden, durch welche uns die Aussicht in die gesunde Natur versperrt worden war; wir mußten es lernen, die falschen Ideale zu belächeln,

dieser reißt ihn hinweg zur flachen Wirklichkeit; jene weist ihn in die einsame Stille des Herzens, dieser auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse; jene lullt ihn mit süßen Tönen in sehnfüchtige Träume von vergangener Zeit, dieser drängt ihn zur Welt, zur Menschheit, zur That. Und diesen für Heine so bezeichnenden innern Streit zweier widerstrebender Welten müssen wir uns stets vor Augen halten, wollen wir über seine Dichtungsweise kein schiefes Urtheil fällen und erklären, was sonst unerklärlich bliebe: wie oft die in einigen Gedichten ausgesprochenen schönsten Gefühle durch andere Gedichte, die daneben stehen, gradezu Lügen gestraft werden. Beide Gegensätze wurzeln in Heine's Seele, sein Spott ist in den meisten Fällen so wahr wie seine Nüchternheit, seine Sehnsucht so tief gefühlt wie seine Ironie. Denn mit der Bemerkung, daß es dem Dichter mit seinen Empfindungen niemals Ernst, mit dem Vorwurf, daß seine Poesie eine Poesie der Lüge sei, ist für das Verständniß der Heine'schen Dichtung Wenig gewonnen; auch widerspricht diese Annahme dem innersten Wesen einer Dichterseele — kein echter Dichter, am wenigsten ein lyrischer, treibt vorsätzlich Spott mit seinen tiefsten Empfindungen. Wir müssen immer festhalten, daß in Heine's



einer weiteren Ausführung dieses Gedankens: „In dem Schlegel'schen Werke sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesammte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'schen Vorlesungen solchermaßen ein Litteraturepos, so erscheint uns hingegen das Menzel'sche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser läßt allen ihr Recht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, daß er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'schen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigen Gegenwart. Nur so viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'schen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältniß des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Litteratur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert, und nennt die Bäume bei ihren

1





.

4

1

2

3





liegt aber noch ein Element im ‚Werther‘, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der ‚Werther‘ in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Pistolenknalleffekt. Mit der Ausbildung der Gesellschaft, der neu europäischen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenklassen gekränkt werden, Abscheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückgebliebenen hässlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwissenheit, noch immer ihre Menschenopfer verlangen, und denen noch immer viele schöne und gute Menschen hingeschlachtet werden. Die Idee der Menschen-gleichheit durchwärmt unsere Zeit, und die Dichter, die als Hohenprieester dieser göttlichen Sonne huldigen, können sicher sein, daß Tausende mit ihnen niederknien, und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen. Daher wird rauschender Beifall allen solchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's ‚Werther‘ war Ludwig Robert der Erste, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der ‚Macht der Verhältnisse‘ ein wahrhaft bürgerliches Trauerspiel zum Besten gab, als er mit kundiger Hand die prosaischen kalten Umschläge von der brennenden Herzenswunde der modernen Menschheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben spätere Autoren dasselbe Thema, wir möchten fast sagen, dieselbe Wunde, behandelt. Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns in ‚Urita‘ und ‚Eduard‘, der ‚Herzogin von Duras‘, und in ‚Isidor und Olga‘ von Raupach. Frankreich und Deutschland fanden sogar dasselbe Gewand für denselben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen ‚Varia‘ . . . Wir kehren zurück zu dem Hauptthema des ‚Struensee‘, dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daß dieses Thema mit dem des ‚Varia‘ verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es mußte naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um-so mehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im ‚Varia‘ sahen

Ueber Sterzing und Brixen hinab reisend, sah Heine die schönen Gebirgslandschaften des nördlichen Tyrols wegen des beständig herab fließenden Regens meist nur vom Wagen aus im Vorüberfahren. Hinter Bogen klärte sich endlich das Wetter auf, und goldener Sonnenschein lag auf den Bergen, als der Dichter an einem schönen Sonntagnachmittag in der alterthümlichen Stadt Trient ankam, die schon ganz den Charakter der italienischen Städte trägt. Hier besuchte er den uralten Dom, schlenderte wie im Traume über den Marktplatz und durch die sonntäglich belebten Gassen, und wie ein Märchen der Kindheit berührte ihn der Anblick der schönen Männer und Frauen mit den edel geformten, von der Sonne des Südens gebräunten Gesichtern, aus denen die schwarzen Augen so melancholisch hervor strahlten. Nach einer kurzen Nachtruhe in der Locanda dell' Grande Europa bestieg er mit Sonnenaufgang das Fuhrwerk des Betturins, und trat, nach mehrstündigem Aufenthalte in Ala, gegen Abend in Verona ein, wo er auf einen Tag im Gasthof Due Torre Quartier nahm. In der Nähe der von hohen Pallästen umgebenen Piazza delle Erbe wurde ihm das unscheinbare Haus gezeigt, das man wegen eines in Stein gemeißelten Hutes über dem inneren Thore für den Pallast der Capuletti

selben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde diese Aristokratie regeneriert haben, statt daß sie jetzt darnieder liegt durch Alterschwäche, Blutverlust und Ermüdung von ihrem letzten, gewiß allerletzen Sieg. Lieber Leser! wir wollen uns hier ein für alle Mal verständigen. Ich preise nie die That, sondern nur den menschlichen Geist, die That ist nur dessen Gewand, und die Geschichte ist Nichts als die alte Garderobe des menschlichen Geistes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo . . . Auf diesem Schlachtfelde that der General Bonaparte einen so starken Zug aus dem Reich des Ruhms, daß er im Rausche Konsul, Kaiser, Welt-eroberer wurde und sich erst zu St. Helena ernüchtern konnte. Es ist uns selbst nicht viel besser ergangen; wir waren mit-berauscht, wir haben Alles mitgeträumt, sind ebenfalls erwacht, und im Sammer der Nüchternheit machen wir allerlei verständige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als sei der Kriegsrühm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon sei vielleicht der letzte Eroberer." In ähnlichem Sinne schrieb Heine später bei Rückführung der Asche des Kaisers nach Frankreich (Vd. IX, S. 93 u. 225), daß Napoleon unleugbar „ein Feind der Freiheit, ein Despot, gekrönte Selbstsucht“ war und die Gesetze mit Füßen trat, daß aber die Leichenfeier „nicht diesem liberticiden Napoleon, nicht dem Helden des 18. Brumaire, nicht dem Donnergotte des Ehrgeizes“ gelte, sondern „dem Manne, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräsentierte“ . . . „Der Kaiser ist todt und begraben. Wir wollen ihn preisen und besingen, aber zugleich Gott danken, daß er todt ist. Mit ihm starb der letzte Held nach altem Geschmaç, und die neue Menschheit athmet auf, wie erlöst von einem glänzenden Alp. Ueber seinem

umrankten Wohnung zu Ponte Seraglio, den Anfang seines italienischen Tagebuches für das „Morgenblatt“ auszuarbeiten. Er hatte, wie aus einem Briefe an Eduard von Schenk hervorgeht, damals die Absicht, Diesem sein neues Werk, die Frucht seiner Reise nach Italien, zu widmen. „Ach, Schenk!“ hatte er ihm beim Eintreffen in Florenz am 1. Oktober geschrieben (Ebd., S. 336), „die Seele ist mir so voll, so übersfließend, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthusiastische Bücher schreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längste und göttlichste Zeit verweilte, habe ich schon zur Hälfte ein Buch geschrieben, eine Art sentimentaler Reise. Sie und Immermann habe ich mir meistens als Leser gedacht, und wenn ich die ersten Kapitel nächstens im „Morgenblatt“ abdrucken lasse, so werden Sie sehen, wie ich Immermann abzufinden gewußt habe. Ich muß bei diesem Wort laut auflachen, um so mehr, da ich weiß, Sie verstehen es nicht. Doch wozu Ihnen Etwas verbergen, da

herausgegeben, sich überzeugt, daß die Spitze jener Stachelverle vorherrschend gegen ihn gerichtet sei ¹⁸⁰), und die verletzte Eitelkeit reizte ihn, im „Romantischen Oedipus“ an den Betrütlern seines Dichterruhms ein rhadamantisches Strafgericht zu üben. Mit gewohnter Selbstüberhebung schrieb er am 18. Februar 1828 seinem Freunde Fugger, der ihm zuerst die in Rede stehenden Epigramme nach Italien gesandt hatte ¹⁸¹): „Was den Juden Heine betrifft, so wünschte ich wohl, daß meine Münchner Freunde (denn er ist in München) ihn gelegentlich mystificierten und ihn zur Rede stellten, was ihn zu dem Wagestück verleitet, einen offenbar Größern, der ihn zerquetschen kann, so unbarmherzig zu behandeln? Er solle sich gnädiger anlassen, und meine Gaselen, die den Beifall Goethe's, Schelling's und Sylvester de Sacy's erhalten, wenigstens nicht ganz verachten u. s. w.“ — Am Tage bevor Heine München verließ, um nach Italien zu reisen, hatte ihm Dr. Kolb mitgetheilt (Bd. II, S. 298), daß Platen sehr feindselig gegen ihn gestimmt sei, und seinen Groll wider ihn und Immermann in einem aristophanischen Lustspiele ausgelassen habe, dessen erster Akt bereits dem Grafen Fugger zugesandt worden. Es ist begreiflich, daß Heine dem ihn bedrohenden Angriffe gegenüber gleichfalls eine kriegerische Stellung einnahm, und bei seinem Zusammentreffen mit dem Freiherrn von Rumohr zu verstehen gab, wie es ihm ein Leichtes sei, den gräflichen Dichter bei dem deutschen Publikum als Aristokraten zu verdächtigen, und seine Vergötterung des eigenen Geschlechts den Damen ans Herz zu legen ¹⁸²). Der Freund Platen's versuchte nicht, Diesem die Aeußerungen Heine's brühwarm zu hinterbringen, und so glauben wir gern, daß der Verkehr zwischen Letzterem und dem Herrn von Rumohr ein sehr steifer und förmlicher blieb. „Ich sehe ihn selten,“ schrieb Heine an Gotta (Bd. XIX, S. 347); „er kann mich nicht ausstehn, ich liebe ihn ebenfalls nicht sonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundschaft zwischen uns aufkommen.“ Platen selbst, der sich im Sommer und Herbst 1828 gleichfalls in Oberitalien aufhielt, und in Genua und Florenz wenige Tage nach Heine's Abreise eintraf, ist Letzterem niemals persönlich begegnet. —

Ursprünglich mag Heine, wie er viele Jahre nachher Adolf

in St. Petersburg nieder, wo er sich vor einigen Jahren mit Henriette von Arendt, der Wittwe des Leibarztes von Kaiser Nikolaus I., verheirathete. Die „Bilder aus der Türkei“, wie er 1833 mit einer Dedication an das russische Heer veröffentlichte und die unlängst erschienenen „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie“ athmen eine fanatische Bewunderung rührender Zustände aus, und es ist ein bizarres Spiel des Schicksals, daß von den Brüdern eines Dichters, dessen Leben dem Kampfe für liberalen Ideen des Jahrhunderts gewidmet war, der eine im Heldenkampfe des unglücklichen Polens mit schändlichem Verzuge beieiferte, der andere als Langknecht des Servilismus dem feindlichen Systeme der österreichischen Regierung erst seinen Einfluß dann in dem von ihm geleiteten „Wiener Fremdenblatte“ zuwenden ließ, und zum Lohn für seine der Reaktion geleisteten Dienste schließlich ein Adelsdiplom ergatterte! Unter diesen Umständen erklärt es sich leicht, daß der geistige Verkehr Heinrich Heine's mit seinen Brüdern — wie auch die neuerdings veröffentlichten Briefe beweisen — ein oberflächlicher blieb und sich meist auf Geld- und Familienangelegenheiten beschränkte. Schon aus München schrieb H. Heine seinem Freunde Merckel: „Willst du Nord und Todtschlag verhindern, so geh zu Campe und sage ihm, daß er alle Bitterkeit für mich bei ihm ankommen mögen, auf keinen Fall an meinen Bruder Gustav geben soll. Denk dir, Dieser, auf dein Verlangen sich berufend, hat die Impertinenz gehabt, Briefe, die ihm Campe für mich gegeben hat, zu erbrehen und mir — den Jähwuth — zu schreiben! Ich berste vor Wuth. Mein Bruder, dem ich die Geheimnisse meiner Lage, viel weniger die meiner Existenz anvertraue!“ Auch nach einem Besuche seines Bruders Gustav in Paris während des Sommers 1851 klagte H. Heine 1852

1

2



von dieser, an sich höchst witzigen Stelle, braucht man Heine's italiänische Reise nur flüchtig zu durchblättern, um überall auf ähnliche, bald in pathetische Sentimentalität, bald in schalkhaften Humor gekleidete Selbstbespiegelungen zu stoßen, die in ihrer steten Wiederholung das unbehagliche Gefühl erwecken, als ob der Verfasser mit den Zeitideen nur tändele und sie bloß artistisch benutze, um seiner Persönlichkeit ein werthvolleres Relief zu geben.

• Es kann daher nicht überraschen, daß selbst wohlwollende Kritiker und aufrichtige Verehrer des Dichters, wie Moriz Zeit, im dritten Bande der „Reisebilder“ mehr noch als in den früheren Bänden jene Basis von charaktervoller Kraft, von heiligem Ernst und reinem Willen vermissen, durch welche allein das Talent geadelt wird. „Heine,“ sagt Zeit in seiner im „Gesellschafter“ vom 3. Februar 1830 abgedruckten Recension scharf, aber gerecht, „hat nie einen andern Zweck gehabt, als sich selbst, er hat immer so viel mit dem Darstellen seiner Persönlichkeit zu thun, daß er sich nie oder nur höchst selten über dieselbe erhebt; er hat sich nach allen Seiten hin gehen und gewähren lassen, und sich immer in diesem Spiele mit sich selbst zu sehr gefallen, als daß er sich und sein Talent mit entschlossener Resignation einem höheren Zweck hätte unterordnen mögen. Wenn bei andern Dichtern das Individuelle der Quellpunkt aller Poesie ist, so ist es bei ihm die Persönlichkeit. In so weit daher seine Persönlichkeit interessiert, so weit interessieren auch seine Produktionen. Aber eben dieses Spiel mit sich selbst hat in einer so reich begabten aber unbewachten Natur unauflöselichen Zwiespalt erzeugt . . . Mitten in den lockenden Strudel großstädtischer Corruption und Ueberfeinerung hinein gerissen, hat er die Unschuld seines Herzens vergiftet, ohne sie gänzlich zerstören zu können, und ohne sich entschieden nach einer Seite hinzuneigen, schwingt er sich wechselweise nach beiden: bald bricht die Wehmuth über den Schmerz eines verlorenen Paradieses als elegischer Seufzer oder als erschollenes Märchen durch den herben Schmerz der Gegenwart. bald betäubt er diesen Schmerz durch bitteren Hohn, der sich gegen das Liebste, was er hat, gegen sich selbst oder den Gegenstand seiner Sehnsucht lehrt . . . Losgerissen von einem heimatlichen Boden, erscheint er uns stets auf Reisen, indem er nur in

1

folgenden Sonetten und Parabasen vor. Zwei der ersteren mögen
ein Beispiel dafür liefern, wie geschickt Immermann die Blüten

Hatte Zimmermann bei der Abwehr des Platen'schen Angriffs sich mit einer derben Züchtigung des hochmüthigen Sambenschleuderers begnügt, der ihn mit den Donnerkeilen seiner Trimeter zu zerschmettern gedroht, so citierte Heine den hesperischen Grafen als todeswürdigen Verbrecher vor ein hochnothpeinliches Halsgericht, und schlug ihm, nach vorgängiger Procedur der Stäupung und Brandmarkung, vollends das Haupt vom Rumpfe. Schon Barnhagen verglich in seiner Besprechung des dritten Bandes der „Reisebilder“ die Justiz, welche Heine an Platen geübt, mit der Exekution eines armen Sünders durch Henkershand. „Auf den Gang des Processes,“ sagte er, „können wir uns hier nicht einlassen; die Beschaffenheit der Gesetze und die Richtigkeit ihrer Anwendung lassen wir dahingestellt; über Schuld oder Unschuld des Verurtheilten wollen wir keine Meinung äußern — nur Das wollen wir aussprechen, was wir als Thatsache bezeugen können: die Hinrichtung ist vollzogen, der Scharfrichter hat sein Amt als Meister ausgeübt, der Kopf ist herunter! . . . Unter Liebesglück, unter Scherz und Lachen, im Verlauf der unvergleichlichsten komischen Szenen, mit ununterbrochenem Witzgeträufel, führt Herr Heine uns zu der tragischen Entwicklung, ja diese selbst liegt ganz und gar in jener Vorbereitung. Wir haben in früheren Zeiten arge Geschichten dieser Art erlebt: Lessing, Boß, Wolf, die „Kenien“, die Schlegel, Tieck haben in solcher Weise bedenkliche Dinge ausgeübt; aber in so heitern und Lachen erregenden Zerstreuungen haben wir noch keinen literarischen Sünder zu so grausamem Ende wandern sehen. Gewiß, wie man auch immer über den Grund der Rache urtheilen mag, die Erfindung und Ausführung all' dieser Umstände ist meisterhaft. Der ganze Hergang mit den beiden Juden Gumpelino und Spacinth, wiewohl nur in schlichter, doch in äußerst gebildeter und wohlklingender Prosa, dünkt uns, wenn denn doch einmal von Aristophanes die Rede sein soll, aristophanischer als Alles, was Graf Platen bisher in gekünstelten schweren und doch leeren Versen nach solchem Muster zu arbeiten versucht hat. Und nicht sowohl durch die materielle Belastung, durch die Ersäufung in Satire und Hohn, sondern vielmehr dadurch hat Herr Heine den Gegner abgetödtet, daß er ihn in dem Fache, auf das Derselbe

quo coute — ein Exempel statuiren mußte. Der National-
servilismus und das Schlafmügenthum der Deutschen wird sich
bei dieser Gelegenheit am glänzendsten offenbaren. Ich zweifle,
ob es mir gelungen, das Wort Graf seines Zaubers zu ent-
kleiden. Die Satisfaktionsfrage kommt schon aufs Tapet. Sie
erinnern sich, daß ich von Anfang an daran dachte — gleichviel,
ich hab' es in solcher Vorsorge so toll gemacht, daß dem Grafen
mehr daran liegen müßte, von mir Satisfaktion zu bekommen,
als mir von ihm. Die Macht der Verhältnisse soll diesmal ein
Zustspiel werden. — Dann wieder die Klage: ich hätte gethan,
was in der deutschen Literatur unerhört sei. Als ob die Zeiten
noch dieselben wären! Der Schiller-Goethe'sche Xenienkampf war
doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den
Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst — jetzt gilt
es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution
tritt in die Literatur und der Krieg wird ernstest. Vielleicht bin
ich außer Boß der einzige Repräsentant dieser Revolution in
der Literatur — aber die Erscheinung war nothwendig in jeder

zu besehen und sie zu miethen, wenn sie ihm conveniere, da er gehört hatte, daß Zener sie verlassen wolle. Sie war ihm aber zu geräuschvoll, wie er sich bald überzeuete. Er litt immer noch sehr an den Kopfnerven, wurde oft plötzlich glühend roth ohne äußere Veranlassung, und war fast beständig in einem gereizten Zustande. Wie ehemals in der Wohnung seines Vaters Schif zu Berlin, so mußte auch, wenn der Dichter, was in der Folgezeit mehrmals geschah, bei Lewald übernachtete, nicht nur die Uhr seiner Schlafstube entfernt, sondern selbst die des anstoßenden Zimmers gänzlich zum Schweigen gebracht werden; denn er versicherte, daß er sonst von dem Ticken und Schlagen andern Morgens das stärkste Kopfweh haben würde. Lewald sah ihn von jetzt an häufig, und Heine gefiel sich so gut in seiner Gesellschaft, daß er ihm bald täglich seinen Besuch machte.

Ob schon August Lewald damals bereits im achtunddreißigsten Jahre stand, hatte er sich doch erst seit Kurzem ernstlich der Schriftstellerei gewidmet. Am 14. Oktober 1792 zu Königsberg geboren, hatte er nach dem Tode seines Vaters, trotz geringer Neigung, Anfangs die kaufmännische Karriere einschlagen müssen. Nachdem er eine Zeitlang in Warschau gelebt, und von dort aus als Kanzleisekretär des Barons Rosen im Hauptquartier des Feldmarschalls Barclay de Tolly die Kampagne nach Frankreich mitgemacht hatte, war er nach Deutschland zurückgekehrt, und durch den Verkehr mit Holtei und Schall in Breslau der Bühne zugeführt worden, für die er unter dem Pseudonym Karl Waller mehrere kleine Lustspiele schrieb, und die er schließlich in Brünn und München als Schauspieler betrat. Aus dieser Stellung zum Dramaturgen des Münchener Hoftheaters aufgerückt, übernahm er in den folgenden Jahren die selbständige Leitung der Bühnen von Nürnberg und Bamberg, und ging 1827 als Regisseur des Stadttheaters nach Hamburg, wo er u. A. am 16. November 1829 Immermann's „Trauerspiel in Tyrol“ glänzend in Scene setzte. Ein vollkommener Weltmann, verstand er sich nicht allein im Theaterverkehr, sondern auch im bürgerlichen Leben und literarischen Umgange, mit feinstem Tact zu bewegen. Mit seinem schwarzen Schnurrbarte und den blühenden dunklen Augen, die so flug und mit so freundlicher Zuvoorkommenheit

und er ersand den Namen „Genius“ dafür, wie er früher „Reisebilder“ erfunden hatte, und wie er später „Zustände“ erfand. Diese Benennungen haben seitdem alle das Bürgerrecht erhalten.

Bedürfte es noch weiterer Zeugnisse für die aufopfernde Theilnahme, welche Heine zu jeder Zeit den literarischen Arbeiten seiner Freunde erwies, so brauchten wir nur an seine früher erwähnten bogenlangen Verbesserungsvorschläge zu Immermann's „Lulifantchen“ zu erinnern, die von Diesem fast ausnahmslos acceptiert wurden. Es spricht nebenbei sehr günstig für Heine's scharfe Urtheilskraft, daß er Immermann's echte Dichterbegabung schon zu einer Zeit erkannte, wo dieselbe noch durch die Spätnebel der Romantik und der Shakspearomanie bedenklich verhüllt war und man ungewiß sein konnte, ob sein Geist jemals die volle Herrschaft über seine reichen Mittel erringen würde. „Halten Sie Immermann wirklich für einen großen Dichter?“ fragte ihn Wienbarg, der von ähnlichen Zweifeln erfüllt war. Zur Antwort charakterisierte Heine in einigen Zügen des Genannten große Natur und Eigenschaften. Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Und dann, was wollen Sie? es ist so schauerlich, ganz allein zu sein.“ Blicken wir zurück auf die öde Zeit, in welcher Heine's Stern zuerst aufging, so werden wir dies Gefühl, trotz der scheinbar übertriebenen Selbstschätzung, welche sich darin ausspricht, immerhin gerechtfertigt finden.

In Lewald's gastlicher Wohnung sa

nist Robert 117). „Von der letzten amonischen Belandung
Nichts übrig geblieben, als ein Eder Kagenjammer, ein ver-
wärtiger Egel, ein gespenstischer Werg; manchmal im Som-
nacht mißraut eine todtte Kage in den Ruinen meines Kopfes.“
— Auch für Heine's ohnehin schwache Konstitution war der
tolle Lebenswandel von nachtheiliger Wirkung sein. Schon zu
Anfang des Jahres erkrankte er in der That bedenklich, wie aus
ein Brief an Varnhagen vom 27. Februar 1830 bezeugt.
„Lieber Freund! In diesem schändlichen Ultrawinter, wo ich
honneter, liberaler Mensch krank war, habe auch ich sehr gelitten.
Ich bin jetzt wieder auf die Besserung, nachdem ich vier Wochen
lang mich von Blutzugeln, spanischen Fliegen, Kothecken u.
bekauernden Freunden quälen lassen. Ich warf viel Blut, und
da ich aus der Literaturgeschichte wußte, was Dergleichen be-
deuten zu bedenten hat, so wurde ich ängstlich und habe mich
aus Angst alle poetischen Gefühle und noch viel mehr als
Poetisieren streng unterbunden. Mit der Poesie ist es also
beendet, aber werde ich deshalb um so profanlich länger leben.“
Zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit in kühler Luft
und kräftigender Waldluft zog Heine am 26. März nach dem nahe-
gelegenen holsteinischen Flecken Wandsbeck, wo er sich im Kr-
nate aufhielt, und bald auf's wohlthätigste die geistige mit körper-
liche Frische wieder fand. Wie sehr ihm diese Erholung zu-
that, sehen wir aus einem der nächsten Briefe an Barbara
vom 5. April 1830): „Während des vorigen Monats, bereits
seit Ende des Karnevals, ist es mir in Hamburg nur sehr
erzangen. Ich habe kein Talent, recht lebend gar zu lange zu
zuträufeln, und als ich, außer meinem körperlichen Leiden,
auch mit geistigem Mißbehagen, welches größtentheils durch ein
leeres Buch verursacht wurde, zu schaffen bekam, grüßte ich
meinem gewöhnlichen Hausmittel, welches darin besteht, daß man
nicht mehr zu Hause eingezogen lebt und daß man den besten
Frei so viel Lebensfreuden als möglich abtreibt. Nach dem
Leben pflegt aber mit der Ermüdung auch eine erste Lust
sehn sucht bei mir einzutreten, und die Leichtigkeiten und Lust

Gleichstellung mißgönnte, wollte sein Opfer haben. Auf getroffene Verabredung beschloß man, an einem Septemberabend mit dem Glockenschlag Neun Alles, was eine jüdische Physiognomie trug, aus den öffentlichen Lokalen der Stadt, vorzugsweise aus den Alster- und Elbpavillons, hinaus zu werfen. Nur den getauften Söhnen Israel's wurde gestattet, sich durch Herbeiholung ihres Tauffcheins zu legitimieren. Am folgenden Tage wiederholten sich die schändlichen Demonstrationen; kein Befenner des mosaischen Glaubens durfte sich ohne Lebensgefahr auf der Straße blicken lassen oder Licht in seiner Wohnung anzünden, als der Pöbel durch die Gassen raste; viele Judenhäuser wurden demoliert, und selbst das stattliche Haus Salomon Heine's am Jungfernstieg entging, trotz der Popularität, deren sich der gutherzige Millionär bei allen Schichten der Bevölkerung erfreute, mit genauer Noth dem Steinhagel, der seine Fensterscheiben bedrohte. Vergebens suchte die Polizei dem Unfuge zu steuern, die Tumultanten zogen mit lärmendem Geschrei vor das Stadthaus, und warfen auch dort alle Scheiben ein. Man ließ dem Volke sein Spiel, und am andern Morgen in aller Frühe waren die Scheiben wieder eingesetzt. Der Senat publicierte jetzt das Tumult-Mandat, das hanseatische Contingent und die Bürgerwehr wurden aufgeboten, und ohne einen Schwertschlag gelang es, die Ordnung wieder herzustellen. Wienbarg erzählt ein Witzwort, das Heine bei dieser Gelegenheit sprach. Beiderlei Truppen erhielten, während sie auf der Straße kampieren mußten, eine Stärkung an Brot, Käse &c. Heine behauptete, die Hanseaten hätten Schweizer Käse, die Bürgeroldaten holländischen bekommen.

Aber so sehr Heine über dies klägliche Nachspiel der Julitage entrüstet war, daß, wie er an Varnhagen schrieb²³⁵), „einem minder starken Herzen wohl das Schönste verleiden konnte,“ ließ er sich durch die Hamburger Ereignisse doch nicht abhalten, in hoffnungsfreudiger Stimmung ein Buch rasch zu vollenden, das, sofort nach seiner Rückkehr aus dem Seebade begonnen, auf eine unmittelbare Förderung der Zeitinteressen berechnet war. Die „Nachträge zu den Reisebildern“, welche Anfangs Januar 1831 erschienen, waren zum Theil freilich aus alten Materialien zusammen gestellt; aber die „englischen Fragmente“, die zuerst in

aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die als eine unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupte wiederholt und ein Wissen begründet, noch weit vorzüglicher sein muß, als jene überlieferte Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen bekundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Diese letztgenannte Offenbarungsart, die selbst aristokratischer Natur ist, vermochte nie die Privilegienherrschaft, das bevorrechtete Kastenwesen, so sicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratischer Natur ist, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeschichte ist die Kriegsgeschichte dieses Kampfes, woran wir Alle mehr oder minder theilgenommen; es ist der Todeskampf mit dem Aegyptenthum.“

Denen, welche so rasch bei der Hand sind, unserm Dichter wegen seiner Bewunderung der Franzosen und wegen seines Lobpreisens der französischen Revolution eine unpatriotische Gesinnung vorzuwerfen, möchten wir doch vor Allem ins Gedächtnis rufen, daß das Erwachen des politischen Lebens in Deutschland eben seit der Julirevolution datiert, deren Kanonen uns zuerst aus dem wüsten Schläfe der Restaurationszeit wirksam empor schenkten. Die Schriftsteller, deren Begeisterung sich an den Ereignissen der großen Woche von Paris entzündete, unternahmen ein verdienstliches Werk, indem sie ihren thatendurstigen Enthusiasmus der Volke diesseit des Rheines mitzutheilen suchten und ihm das an der Seine gegebene Beispiel zur Nachahmung empfahlen. Da haben auch die wahren Freunde des Fortschritts und der Freiheit damals sehr wohl begriffen, und nicht sie waren es, von denen die Verdächtigung der patriotischen Gesinnung eines Heine oder Börne ausging. Selbst der grimmige Wolfgang Menzel, welcher einige Jahre nachher so freischend in das Horn des Franzosenhasses stieß, schmückte derzeit noch die Namen Beider in seinem „Literaturblatte“ bei Besprechung ihrer neuesten Schriften mit Lorberkränzen und belobte ihren männlichen Muth und die anregende Kraft ihrer Worte. Nicht einmal an dem Napoleontum Heine's nahm Menzel damals Anstoß, mit Behagen druckte er im Gegentheil Dessen boshafte Charakteristik des Herzogs von Wellington ab, welche mit den Worten schließt: „Daneben denke man sich das Bild Napoleon's, jeder Zoll ein Gott!“ — und

doch der Spott sich nur leise und lächelnd ein, und verwandelte sich in eine sanft wehmüthige Klage über den Unbestand alles irdischen Glückes. — Aus so idyllischer Stimmung heraus hat Heine seitdem nie wieder gedichtet. Die „Kunstperiode“, wie er selbst die ablaufende Literaturepoche getauft hatte, ging zu Ende. Die Revolution hielt ihren Einzug in die Häuser und Herzen der Schriftsteller des neuen Zeitraums, und der Dichter und ihr Publikum bemächtigte sich fast eine Abneigung gegen die streng geschlossene Kunstform der gebundenen Rede. „Es will mich bedünken,“ sagte Heine einige Jahre später (Bd. XV, S. 3), „als sei in schönen Versen allzu viel gelogen worden und die Wahrheit scheue sich, in metrischen Gewanden zu erscheinen.“ Das leidenschaftserfüllte Gemüth sehnte sich, in unverhüllter Nacktheit das Programm des Kampfes auszusprechen, der vielleicht auch in Deutschland nicht mehr allein mit geistigen Waffen auszufechten war. Konnte nicht auch uns das Schicksal Frankreichs beschieden sein? Wenn dort ein Polignac nur das Geistermordgesetz seiner Preßordonnanzen zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervor zu bringen und nach drei heldenmüthigen Tagen die Knechtschaft mit ihren rothen Schergen und weißen Lilien zu Boden geschleudert zu sehen: warum sollte Deutschland für immer seine Ketten tragen? Hatte doch das halbvertretene Polen sich eben wieder in blutigem Aufstand erhoben, um ein unerträglich gewordenes Joch zu zertrümmern — warum sollte die deutsche Geduld nicht endlich auch einmal reißen? Und mußte die Revolution in Deutschland nicht einen um so gewaltthätigeren Charakter annehmen, je despotischer es den Schriftstellern verwehrt wurde die wichtigsten Fragen des Staates und der Gesellschaft in der Presse zu diskutieren, den Samen der Intelligenz und politischen Bildung in die Herzen des Volkes zu streuen? Solche Fragen waren es, auf welche Heine in der Einleitung antwortete, die er im März 1831 zu der Broschüre Robert Wesselhöft's: „Kahlber über den Adel“ schrieb. Er deutete warnend hin auf die Schreckensherrschaft von 1792, er erinnerte daran, wie „dort, wo die Schreckens Guillotine gewirthschaftet, bald auch die Menshencensur eingeführt worden sei, und wie derselbe Sklave, der die Gedanken hinter sich später mit derselben Gelassenheit seinen eigenen Herrn antrug“

Page 9

ohne Porzellan, ohne Weinrebe, ohne Kourtyen, ohne
ler, ohne diamantene Krustfelder und sonstige Herrlichkeiten
Vorans zu machen! Da galt es zu warnen und zu warnen
jede Gefahr, und Dene schleuderte so blitzschnelle Worte
die Kerkermesser der Freiheit, daß ein großer Theil kund
sagte von der jervilen Censur völlig unterdrückt wurde. Er
machte laut an die Konstitution, welche dem deutschen Volk
versprochen worden, als es in den Befreiungskriegen Blut
für die Rettung der Fürsten und des Vaterlandes ergoß.
„Der gallische Hahn,“ sagte er, „hat jetzt zum zweiten Mal
gekläut, und auch in Deutschland wird es jetzt Tag. In er-
legene Klüften, Schlösser, Feststädte und dergleichen letzte Be-
winkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten
Gespenster, die Sonnenstrahlen blühen, wie reiben und die Sonne
das heile Licht bringt uns ins Herz, das weiche Erden erweicht
und wir sind erstaunt, wir betragen einander: Was thun wir
in der vergangenen Nacht? — Nun ja, wir träumten in einer
deutschen Weise, d. h. wir philosophierten. Zwar nicht über
Dinge, die uns zunächst betrafen oder zunächst posseten, indem
wir philosophierten über die Dinge an und für sich, über die
letzten Gründe der Dinge und ähnliche metaphysische und
credentale Träume, wobei uns der Wertpfeitel der mit den
Nachbarn zuweisen recht störsam wurde, ja sogar mit un-
krieglich, da nicht selten die französischen Blintenbügeln in uns
philosophischen Systeme hinein piffen und ganze Systeme zer-
fortsetzten. Seltsam ist es, daß das praktische Leben unter
Nachbarn jenseits des Rheins dennoch eine launige Bahnen-
schaft hatte mit unserem philosophischen Träumen in ganzem
Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französi-
schen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, da
man sollte glauben: die Franzosen, denen so viele praktische
Schätze oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, haben
uns Deutsche erlucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu
träumen, und unsere deutsche Philosophie sei nichts anderes als
der Traum der französischen Revolution. So hatte es in
Bruch mit dem Bestehenden und der Ueberlieferung in der

und wo der Bruch mit den heimischen Machthabern konstatirt würde. Ich thue gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich unterdessen zu erfahren, ob in Berlin oder — Wien (!!!) Nichts für mich zu erlangen ist. Ich will Nichts unversucht lassen und mich zum Aeußersten nur im äusersten Falle entschließen.“

Der Gedanke Heine's, nach Paris überzusiedeln, war ihm, wie uns bekannt ist, keinesweges neu. Schon als Student in Berlin hatte er diesen Plan gehegt, und war seitdem häufig auf denselben zurückgekommen. Bei seiner Begeisterung für die Ideen der französischen Revolution und bei der freieren Entwicklung, welche ihnen unter dem Schutze des Bürgerkönigthums gesichert schien, mußte es für einen liberalen Schriftsteller doppelten Reiz haben, an Ort und Stelle Zeuge dieser Entwicklung zu sein. Börne, Maltz, Michael Beer und andere seiner Freunde waren auf die Kunde von dem Buli-Triguissen sofort nach Paris geeilt — was hinderte denn Heine, ihrem Beispiele zu folgen? Obige Briefstelle giebt uns die Antwort, sie enthüllt uns offenkundig die schwer wiegenden Bedenken, welche den Dichter mit bangen Sorge erfüllten, je bestimmter der Gedanke einer Entfernung aus der Heimat an ihn heran trat. Ach, er hätte mit seinem weichen, lyrisch-gefühlenden Gemüthe sich noch vor Kurzem so gern in die Poesie zurück gezogen und das publicistische Kriegehandwerk Andern überlassen¹¹⁾; denn mehr die Macht der Umstände, als ein innerer Drang, hatte ihm das Volkstribunal aufgenöthigt. Er nahm freilich an den Zeiternissen den lebhaftesten Antheil, aber er fühlte weder den Beruf noch die Kraft, politischer Parteiführer zu sein. Noch aus Helgoland hatte er an Wienberg geschrieben¹²⁾: „Sie wollen ein Journal herausgeben? Welche Verwegenheit! Ich schicke Ihnen meinen Dolch, um sich gegen Ueberfälle des Gefindels zu vertheidigen. Daß ich Muth habe, weiß ganz Helgoland, das mich in einer offenen Bolle im Sturm hier ankommen sah. Aber in Hamburg oder anderswo in Deutschland ein Journal herausga-

lung einiger Markt jeden Augenblick werden. Gleichwohl fühlte er, daß man ihn keinesfalls wählen, und daß er bei einer Mel- dung dem Ridikül einer überangenen Wahl anheim fallen würde. Vielleicht aber gab es noch einen Ausweg — Varnhagen und die Presse sollten helfen. Da Heine's Name durch das Stadt- geflätsch schon in die Debatte gezogen war, da das Gerücht sich mit ihm beschäftigte, so mußte man suchen, demselben eine heil- same Richtung zu geben. „Dieses geschähe im vorliegenden Fall,“ so lautete die Parole, welche Varnhagen empfing, „wenn das hiesige Publikum aus auswärtigen Blättern erführe, daß man dem Gerüchte, als nenne man mich unter den Kandidaten der erledigten Syndikusstelle, eine ungewöhnliche Wichtigkeit bei- lege, daß man meine Wahl als ein Begreifen der populären Bedürfnisse betrachte, oder Vergleichen. Sie verstehen mich. Und ich wünsche daher, daß Sie, so bald als möglich, in solchem Sinne einige Zeilen für die dortige Staatszeitung schreiben und Sorge trügen, daß die Augsburger Allgemeine Zeitung sie als preu- ßische Korrespondenz ebenfalls aufnehme. Sie können am besten und zweckmäßigsten jenen Artikel abfassen, der den Eindruck machen muß, daß meine Wahl eine gebührende ist, eine wichtige und für das Publikum angenehme. Soll etwa angedeutet wer- den,“ fügt Heine schüchtern hinzu, „daß es ein Verlust sei, daß ich dadurch für Preußen, meine Heimat, verloren gehe?“ In einem späteren Briefe berichtet Heine²⁴⁴), daß Professor Blume in Halle, „der Sünner Hugo's, ein Hauptheld der mikroskopisch untersuchenden historischen Juristenschule“, ihn bei der Konkurrenz zu schlagen drohe; ja, der Dichter hörte von Vielen, daß man ihn nur aus Ironie als wahlwürdig für jene Stelle bezeichne. In der That müssen wir lächeln, wenn wir uns den Verfasser der „Reisebilder“, den ungezogenen Liebling der Grazien, der im Rathe der Spötter saß, mit der ehrsamem Allongeperücke, den seidenen Pluderhosen und dem spanischen Mantel angethan, in Mitten der ceremoniösen Versammlung eines hoch- und wohl- weisen Senates am grünen Rathstische denken! Auch Varnhagen mag dieser Ansicht gewesen sein; er unterließ es wenigstens, den gewünschten Artikel zu schreiben, und Heine gelangte zu der Er- kenntnis, daß nach seiner Vorrede zu der Rahlborschen Strei-

mich benutzen, und es bleibt mir Nichts übrig, als mich vor ihren Thorheiten zu sichern. — In München geht es schlecht, wie ich höre. Hätte mein Freund Schenk mich nicht den Jesuiten sacrificiert, so würde ich ihm jetzt von großem Nutzen sein können, ohne daß meine Principien darunter zu leiden brauchten. Treulosigkeit und Wortbruch haben mich aber von dieser Seite so sehr irritiert, daß ich die deutschen Polignacs jetzt selbst hängen könnte. — Gegen Preußen bin ich ebenfalls bitter gestimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptstadt Berlin. Die liberalen Tartüffe dort ekeln mich an. Viel Indignation wuchert in mir. — Genug davon!"

Sa, es duldete ihn nicht länger in Deutschland, wo das Damoklesschwert der Censur beständig über seinem Haupte hing, und den Freien nur Kerker und Verfolgung in Aussicht stand. In Paris war zum andern Male die Sturmglocke der Freiheit erklungen — da gürtete er seine Lenden und pilgerte an die Wiege der Revolution. Mit naiv anspruchslosem Humor erzählt Heine in den „Geständnissen“ (Bd. XIV, S. 236) die Gründe seiner Flucht aus der Heimat und seiner Uebersiedlung nach Frankreich: „Ich hatte Viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Julirevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade sehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungesunder, und ich mußte ernstlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Wien; die Wolkenzüge ängstigten mich und schnitten mir allerlei fatale Fragen. Es kam mir manchmal vor, als sei die Sonne eine preußische Rotarbe; des Nachts träumte ich von einem hässlichen schwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward sehr melancholisch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Justizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Festung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie unangenehm es sei, wenn man im Winter die Eisen tragen müsse. Ich fand es in der That sehr unchristlich, daß man den Menschen die Eisen nicht erlössen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärme, würden sie keinen so unangenehmen Eindruck machen, und selbst fröstelnde Naturen könnten sie dann gut ertragen; man sollte auch die Vorsicht anwenden, die Ketten mit Essenzen von Reizen

traf er mehrmals mit Sappho zusammen, und die wichtige Unterhaltung der beiden geistreichen Männer lockte zahlende Gäste an. Einst erzählte ein Fremder, daß der Kurfürst von Hessen in Folge der Unruhen in seiner Hauptstadt, um den Bewohnern der Residenz seinen Unwillen zu erkennen zu geben, alle Kaffeebänke auf der Wilhelmshöhe habe entfernen lassen. Er bemerkte sogleich: „Dann werden seine lieben Kasseler auch einem permanenten Urstande befinden.“ — „Sappho! Sappho!“ rief Heine aus, „Wer wird Witze ohne Honorar machen?“ — „Besser, als Honorar ohne Witz!“ gab der boshafte Erbschlagfertig zurück. — Auch der durch sein Bild Mignons an der Harfe bekannt gewordene Historienmaler Professor Dr. Oppenheim suchte Heine auf und bat den Dichter, sich von ihm malen zu lassen. Das wohlgelungene Selbstbild, welches 1812 den Besitz des Herrn Julius Campe überging, stellt Heine in folgender Stellung dar. Vornehm nachlässige Haltung, zerwuschener Anzug — Rock, Hosen und Weste von schwarzem Leder, überfallender Hemdkragen, durch ein lose geknotetes Taschentuch vorn zusammen gehalten — ist einfach und elegant. Die Hände sind übergeschlagen. Der rechte Arm stützt sich bequem an den Stuhllehne, von welcher der braune Mantel herab fällt. Die schmalen, rosigen Finger der linken Hand ruhen leicht auf dem rechten Unterarm. Das bartlose Oval des Gesichts macht auf den ersten Blick keinen wohlthuenden Eindruck. In misanthropischen Zügen fehlt die träumerisch sinnende Gestalt des Grimm'schen Bildes. Die allzu hohe, schön gemischte Haar ist von kurzem, lichtbraunem Haar umschattet. Die prägnanten Züge lassen die kleinen, rötlich hervor blühenden grünblauen Augen etwas schräger geschliffen erscheinen, als in den meisten übrigen Porträts. Die in der Mitte gewölbt an der Spitze ein wenig herabfallende Nase mit breiter Basis ist das Einzige, was an jüdische Abstammung erinnert. Der verachtende Spott, der die Lippen des Dichters zu kräuselndem Lächeln verräth, sich in den Fältchen, welche die Mundwinkel umgeben.

Der „*Frankfurter Zeitung*“ vom 2. Juni 1811, welchen wir im vor-
darstellung benutzt habe, lassen die Streiffrage über den vermut-
Edel der „van Geldern“ ausser Acht als erledigt erscheinen. Nach
zuverlässigen Quelle stellen sich auch die meisten Notizen. v.
Maximilian Heine in den, mit unglaublicher Leichtfertigkeit zu-
getragenen anekdotischen „*Erinnerungen*“ an seinen Bruder über
Familienverhältnisse der Mutter giebt (sogar seinem Schwager Dr.
Embsen dichtet er ein adliges „von“ an), als pure Erfindung.
Der „alte“ Herr van Geldern, der Vater Betty's, war, als Dr.
(nicht Sampson, wie Maximilian Heine den jüdischen Namen an-
Heine nach Düsseldorf kam, seit mehreren Jahren todt, und die Hoch-
Zeit fand nicht am 6. Januar 1798, sondern erst am 1. Jan.
1799 statt, welches Datum auch mit dem des von Max Heine
mitgetheilten Gratulationsgedichtes übereinstimmt.

*) Trotz aller aufgewandten Mühe hat es mir nicht ge-
wollen, den Geburtschein des Dichters in amtlich beglaubigter
Schrift zu erlangen. Da die betreffenden Geburtsregister in Für-
ber einer Feuerbrunst vernichtet worden sind, suchte ich mir einen
Auszug aus den Beschreibungsprotokollen zu verschaffen; aber auch
waren nur noch bis zum Jahre 1784 aufzufinden, und die folgen-
den Bände bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fehlen
loren gegangen zu sein. Der Hg. H. Heine's in den „*Recht-
(Th. II., S. 212)*“, daß er in der Neujahrsnacht 1800 geboren
„einer der ersten Männer seines Jahrhunderts“ sei, hat manche er-
Notizen in Betreff seines Geburtsdatums zur Folge gehabt. Es
auch im Uebrigen widersprechen sich die ernsthafteren Angaben;
Dichters über diesen Gegenstand. In einem Briefe an Frau
Kasemann vom 20. Oktober 1821 behauptet H. Heine, 24 Jahr-
folglich 1797 geboren zu sein. Ein heute noch in den Akten
der Universität Göttingen aufbewahrtes, in lateinischer Sprache
faßtes Schreiben an Professor Hugo vom 16. April 1823 enthält
den wunderlichen Schreibfehler: „Natus sum mense Decembris
1779.“ Die 1835 an Philartète Chasles gesandte Autobiographie

dem jüngsten Bruder des Dichters bestätigten Datums hinfort nicht mehr anzufechten sein.

^{*)} Bei Gelegenheit der Denkschrift über Ludwig Börne. Vgl. den Brief Heine's an Julius Campe vom 24. Juli 1840, — Bd. XX, S. 276.

^{*)} Dasselbe wird zur Zeit von dem gegenwärtigen Eigenthümer, dem Rappenmacher Joseph Hürter, bewohnt.

^{*)} Setzt Eigenthum und Wohnhaus des Schreib- und Zeichenmaterialienhändlers Stephan Schönfeld. Der in der Mitte der sechziger Jahre ausgebrochene Streit über die Geburtsstätte des Dichters wurde nach vielfältigen Zeugnissen zu Gunsten des Schönfeld'schen Hauses entschieden.

^{*)} Vgl. die Broschüre von Dr. Hermann Schiff „Heinrich Heine und der Neujudaismus“, S. 3, und die „Erinnerungen an Heinrich Heine“ von Dessen Bruder Maximilian, S. 35—37.

^{*)} Wenn H. Heine in dem Briefe an Professor Hugo vom 16. Arr. 1825 seinem Curriculum vitae die Bemerkung einfügt, daß sein Vater (dem er gleichzeitig in einem Anfall muthwilliger Laune den romantischer klingenden Vornamen Siegmund erteilt) früher Soldat gewesen sei, so kann dies nur in scherzhafter Anspielung auf seinen Diener in der Bürgerwehr geschehen sein. Maximilian Heine wiederholt mit gewohnter Kritikallosigkeit die absurde Behauptung, daß Samson Heine dem Militärstande angehört und als Soldat in dem van Geldern'schen Hause Quartier gefunden habe. Der Jugendgespieler des Dichters, Herr Dr. Joseph Neunzig, schreibt mir Betreffs dieser abenteuerlichen Angabe mit berechtigtem Spotte: „Heine's Vater, im vorigen Jahrhundert, in jener bewegten Zeit, wo Jeder mit der Uniform gleichsam sein Todtenhemd anzog, der streng gläubige Jude, Soldat? Bei welchen Truppen sollte er denn gedient haben? Bei den Büdaburgern oder bei unsern damaligen Landeskindern, den Baiern? Was konnte ihn bewegen haben, unter das ‚Kriegsvolk‘, wie es damals genannt wurde, als Söldling zu gehen? Damals bestand noch keine allgemeine Wehrpflicht, der Soldat wurde geworben, und des Handgeldes wegen wurde Soldat, wer nicht arbeiten mochte. Das Heer des vorigen Jahrhunderts bestand aus zusammengerafftem, erkauftem, meist schlechtem Volke. Und Samson Heine soll als Soldat bei der jüdischen Familie van Geldern in Quartier gekommen, dort geblieben sein, und sich stets in günstigen Vermögensverhältnissen befunden haben? Das klingt ja Alles ganz unwahrscheinlich! Wenn er sich gut bei Elde befand, was hätte ihn bewegen können, unter das Kriegsvolk zu gehen? Kurz und gut, die Erzählung Maximilian's halte ich für erdichtet oder im Irrthume geschrieben; Harry Heine hat mir auch nie Etwas davon

gelehrt hatte, am Tage darauf im Ornate Messe wie die Andern. Und weil ich so von Jugend auf gewohnt war, Freikämmler und Katholicismus vereint zu sehen, sind uns die katholischen Kuren immer nur als etwas Schönes, als eine liebliche Jugendberührung entgegen getreten, und niemals als Etwas erschienen, was dem Gedanken der Menschheitsentwicklung schädlich sei. Ich weiß nicht, ob Sie sonst verstehen mögen, wie ich Das meine, aber es ist für mich ein unabwiesbares, ganz individuelles Empfinden. Zudem knüpft sich auch noch eine andere Jugendberührung daran. Als meine Eltern das kleine Haus verließen, in welchem wir zuerst gewohnt hatten, lautete mein Vater eine der stattlichen Häuser in Lüsseldorf, wozu das Grundstück hatte, bei den Processionen einen Altar zu errichten, und er setzte eine Ehre darin, diesen Altar so schön und reich wie möglich auszustatten. Das waren dann immer Fiesttage und große Vergnügungen für mich, diese Ausstattungen des Festivalsaltars. Es dauerte aber nur, bis die Preußen nach Lüsseldorf kamen, da nahm man uns das Recht."

²⁰⁾ In dem Briefen an Philarte Chables und Professor Hage Bd. XII, S. 5, und Bd. XII, S. 208.

²¹⁾ Herr Maximilian Feine, welcher in seinen „Erinnerungen“ die Liebesleidenschaft seines Bruders für seine Kousine Amalie, 17:3 aller Gedichte und schmerzlichen bewegten Briefe für eine gründliche Fabel erklärt, behauptet ebenfalls, daß das angeführte Lied eine poetische Erfindung ohne jeden Bezug auf ein persönliches Erlebnis sei. Angesichts dieser dreifachen Behauptung ist mir von der noch lebenden Blumwe jenes „Andern“, den Amalie Feine liebte, nichts bestimmtes das Gegentheil versichert worden. Nach ihren Mittheilungen war der wirkliche Sachverhalt buchstäblich der in jenen Versen geschilderte, und Salomon Feine setzte die junge Dame in nicht geringe Verlegenheit, als er bei der ihm gemachten Verlobungsankündigung mit gutmüthiger Andern bemerkte, er habe von ihrem Bräutigam weit eher einen Heirathsantrag für seine eigene Tochter erwartet.

²²⁾ Vgl. den Brief an Heinrich Raabe v. 23. Noobr. 1833, — Bd. IX, S. 43. Das betreffende Gedicht findet sich in Bd. XVI S. 226 [194]. Nicht in Göttingen übrigens, sondern in Berlin erhielt Feine im Sommer 1821 die Nachricht von der Vermählung seiner Kousine Amalie mit dem Gutsbesitzer John Friedländer aus Kempten. Vgl. S. 166 dieses Bandes.

²³⁾ „Ueber Heinrich Feine“, von Schmidt-Weissenfeld, S. 14.

²⁴⁾ Im Manuscript dieses Gedichtes lautet die Schlusszeile der ersten Strophe: „Denn mir mein untrübes Mädchen Hand in Hand.“

sich in das Lied der Nibelungen versenkte, zeigt nachstehendes Gedicht: Rousseau's, das von Heine so hoch bewundert ward. „Rousseau's Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetische Schönheiten und ergreifende Stellen,“ schreibt er unterm 29. Oktober 1820 an Steinmann, und im nächsten Briefe fragt er: „Wie hat dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht satt dran ergötzen. Ich habe es wenigstens schon zwanzigmal laut vorgelesen und die Schönheiten desselben mit gewaltig kritischer Miene entwickelt.“ (Bd. XIX, S. 8 und 17.) — Mag uns der poetische Werth des Rousseau'schen Gedichtes auch in zweifelhafterem Lichte erscheinen, so wird die Mittheilung desselben doch gerechtfertigt sein, da es ein Bild der enthusiastischen Stimmung giebt, welche das Wiederaufgraben der Schätze unserer mittelalterlichen Literatur in den Herzen der Jugend erweckte.

Das Lied der Nibelungen.

Nun ist es Maie worden im leuchtenden Gefild,
Nun zeigt sich aller Orten ein blühend helles Bild;
Nun fangen die Sangesweisen auch wieder lustig an,
Und Jeder will singen und preisen, wie er's am besten kann.

So will auch ich denn singen ein Liedel wohlgenuth,
Gar frisch soll es erklingen in Wald und Frühlingsbluth',
Die Vögelein mit ihren geschliffnen Schnäbelein
Die sollen musizieren und lustig pfeifen drein. —

„O deutsche Kunst und Rede! o heimischer Gesang!
Sag an, was sich den höchsten Palinzweig in dir erschwang?
Schlag ein mit Flammenblitzen, bis Alles flammend glüht,
Du Höchstes, Schönstes, Größtes: der Nibelungen Lied!

Es war in alten Tagen ein Sänger kühn und gut,
Der hat dies Lied gesungen von Siegfried's Löwenmuth:
Das soll auch ewig dringen an jedes deutsche Ohr,
Heinrich von Ofterdingen steh' allen Sängern vor.

Es war in alten Tagen ein Held gar wohl bekannt,
Das war der Herre Siegfried, der Held von Niederland:
Der schlug euch Lindwürm', Drachen, als wär's nur Rindertand:
Hei, wie der wahre Degen die größten Riesen band!

Ihn selber band Chriemhilde, das große hohe Weib.
Wie minniglich da Siegfried pflegt' ihren süßen Leib!

Steinmann's überein, welche den erst vor Kurzem veröffentlichten Brief an Besque von Püttlingen nicht gekannt haben kann. In letzterem erwähnt Heine gleichfalls eines ungedruckten Singspiels, das später durch Zufall verbrannt sei. Möglicher Weise ist dies dasselbe Lustspiel, dessen Schmidt-Weißensfels in seiner Broschüre über Heinrich Heine gedenkt.

⁴¹⁾ Bd. XIII, S. 87. — Heine wohnte in Berlin zuerst in der Behrenstraße, Nr. 71, dritte Etage, dann unter den Einden Nr. 24, später in der Taubenstraße No. 32, und zuletzt in der Mauerstraße, unweit der Französischen Straße.

⁴²⁾ „Aus dem Nachlaß Barnhagen's von Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865), S. 134 und 159. Die folgenden Citate sind derselben Brieffammlung entnommen.

⁴³⁾ „Mit Bewunderung höre ich, daß wir ausgezogen sind,“ schreibt Heine noch von München aus unterm 28. November 1827 an Barnhagen; „ich habe noch immer geglaubt, mein Vaterland sei Französische Straße No. 20.“ Ebendaselbst, S. 177.

⁴⁴⁾ Siehe das Gedicht Fouqué's in Heine's Werken, Bd. XIX., S. 74.

⁴⁵⁾ Bd. XVI., S. 251 ff. [220 ff.]. — „Nicht wahr, die Robert ist schön?“ schreibt Heine u. A. in einem Briefe an Moser (Bd. XIX., S. 133). „Hab' ich dir zu Viel gesagt? Sie vereinigt in sich die Sokaste und die Julia, das Antikste und Modernste.“

⁴⁶⁾ Magazin für die Literatur des Auslandes, Jahrgang 1853, Nr. 34, S. 134.

⁴⁷⁾ Die Erzählerin irrt sich: das mit den Worten „Allnächtlich im Traume seh' ich dich“ beginnende Gedicht (Bd. XV., S. 184 [117]) wurde schon im Berliner „Gesellschafter“ vom 9. Oktober 1822, dann wieder im „Lyrischen Intermezzo“ der Tragödien, und in sämtlichen Auflagen des „Buch der Lieder“ abgedruckt.

⁴⁸⁾ Ein Theil der von dem 1867 verstorbenen Dr. Hermann Schiff auf meinen Wunsch niedergeschriebenen Erinnerungen seines Verkehrs mit H. Heine ist 1866 unter dem Titel „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus“ (Hamburg, F. B. F. C. Richter) veröffentlicht worden. Der ungedruckte Rest seiner Aufzeichnungen, welchem die angeführte Schilderung entnommen ist, befindet sich in meinen Händen.

⁴⁹⁾ Grabbe's Leben und Charakter, von Karl Ziegler, S. 47.

⁵⁰⁾ Reisenovellen von Heinrich Laube, Bd. V., S. 356.

⁵¹⁾ Ebendaselbst, S. 367.

⁵²⁾ Grabbe's Leben von Ziegler, S. 48 und 49.

⁵³⁾ „Berichtigung einer Stelle in der Venturini'schen Chronik für das Jahr 1808.“ (Berlin, 1815.)

denn ich hätte manches Schöne, Volksthümliche dadurch schaffen können.“ (Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr. Zweiter Theil, S. 330.)

⁶³⁾ In dies Lob der Uebersetzungen Byron'scher Poesien vermögen wir freilich nicht einzustimmen. In der Vorbemerkung zu denselben sagt Heine selbst, daß einige dieser Gedichte von ihm in frühester Zeit, „und zwar in unreifer, fehlerhafter Form“ übersezt, und „aus bloß zufälligen Gründen“ abgedruckt worden sind. Die Sprache ist in der That häufig recht ungelentig und steif, selbst in den Geisterliedern aus „Manfred“, die Heine in Bonn zu übertragen suchte, weil A. W. Schlegel behauptet hatte, daß man sie nicht verdeutschen könne, ohne ihren zarten Duft und die Elfenmusik ihrer Rhythmen zu zerstören. Vgl. Heine's Aeußerungen in Adolf Stahr's „Zwei Monate in Paris.“ Bd. II., S. 327.

⁶⁴⁾ Heine giebt in der Vorrede zur dritten Auflage der „Neuen Gedichte“ (Bd. XVI., S. 5) irrthümlich an, daß der „William Ratcliff“ in den letzten drei Tagen des Januar 1821 unter den Linden in Berlin geschrieben worden sei. Da Heine jedoch um diese Zeit noch in Göttingen verweilte, und in dem Briefe an Steinmann vom 4. Febr. 1821 nur von seiner Tragödie „Umanjer“ spricht, ist es wohl außer Zweifel, daß der „Ratcliff“ erst im Januar 1822 verfaßt wurde, zu welcher Zeit der Dichter auch unter den Linden Nr. 24 wohnte.

⁶⁵⁾ Bei dem ältesten Abdruck im „Gesellschafter“ am 10. Juni 1822 war „Die Wallfahrt nach Kevlaar“ von folgender Nachbemerkung begleitet: „Der Stoff dieses Gedichtes ist nicht ganz mein Eigenthum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimat. — Als ich ein kleiner Knabe war und im Franciskanerkloster zu Düsseldorf die erste Dressur erhielt, und dort zuerst Buchstabieren und Stillrücken lernte, saß ich oft neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte: wie seine Mutter ihn nach Kevlaar (der Accent liegt auf der ersten Silbe, und der Ort selbst liegt im Geldernschen) einstmals mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert, und wie sein eigener schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder zusammen in der obersten Klasse des Gymnasiums, und als wir im Philosophen-Kollegium bei Rektor Schalmeyer neben einander zu sitzen kamen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakel-Erzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu: jetzt würde er der Mutter-Gottes ein wächsernes Herz opfern. Ich bemerkte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laboriert, und endlich kam er mir ganz aus den Augen und aus dem Gedächtnis. — Im Jahr 1819, als ich in Bonn studierte, und einmal in der Gegend von Godesberg am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne n.

204, 121, 112, 55, 117 und 115]), das vier: „Verkommen in die
Wäite“ (Bd. XVI., S. 158 [143]), und das früher schon in „Ge-
sellschafter“ abgedruckte Traumbild „Götterdämmerung“ (Bd. IV
S. 265 [180]).

¹¹⁾ Steinmann, der später seine eigenen plumpen Verseleien unter
Heine's Namen herausgab, tischt in seinem Buche: „H. Heine u.“
S. 164—167, auch die Anselmi'schen Nachahmungen mit gewöhnlicher
Beichtfertigkeit dem Publikum als Heine'sche Originalgedichte auf. In
der verschollene Mosenalmanach, in welchem die kleinen Scherze ver-
öffentlicht wurden, nur wenigen Lesern zur Hand sein wird, habe
wir noch einige der „Zuckerpastillen“ hier mit:

1.

Gedenkst du noch der Flammenblicke,
An die der Neuling gern geglaubt?
Des lang versagten, ersten Kusses,
Den dir der Glühende geraubt?

O Blicke, ihr erprobten Angeln,
An denen sich das Fischlein hängt!
O Kuß, du süße Honigruthe,
Mit der man Vögel lockt und fängt!

2.

Du sprachst, und gabst ein Pöddchen mir
Von deinem seidnen Haar:
„Das trag, ich trage dich dafür
Im Herzen immerdar.“

Und Herz und Haar noch manches Mal
Wohl spielten diese Roll'.
Dum sprich: ist noch dein Kopf nicht laßl,
Dem kleines Herz nicht voll?

3.

Der Trauerspiele sah ich schon viel,
Ich weinte so manche Thräne,
Doch hatte keins ein so trauriges End',
Als jene rührende Scene:

neben S. Stern's trefflicher „Geschichte des Judenthums von Mendelssohn bis auf die Gegenwart“, häufig als Quelle zur Ueberschau der Entwicklung des Judenthums bis zum Jahre 1819 gedient hat. — Meine Darstellung der Geschichte und Bestrebungen des „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden“ beruht dagegen auf ungedruckten handschriftlichen Mittheilungen aus dem brieflichen Nachlasse Moser's und Wohlwill's, deren Einsicht ich der Familie des Letzteren verdanke, sowie auf der sorgfältigen Vergleichung der Vereinsstatuten und dreier von Eduard Gans über die Thätigkeit des Vereins 1821, 1822 und 1823 abgestatteten, im Druck erschienenen Berichte, deren Benützung mir Herr Dr. Zunz auf mein Ansuchen freundlich gestattet hat.

⁸⁵⁾ Im Jahre 1823, in der „Vierzehnten Nachricht von dem Zustande der jüdischen Freischule in Berlin“, S. 14.

⁸⁶⁾ Der jetzt in Hamburg lebende Juwelenhändler Abraham Auerbach, welcher mir den erwähnten Vorfall erzählt hat.

⁸⁷⁾ Siehe die Briefe Heine's, Bd. XIX., S. 123, 124, 129 und 135, wo erzählt wird, wie sehr dem Bruder Heine's, Gustav, welcher die Landwirthschaft erlernt hatte, bei dem Bemühen, einen Inspektorsdienst zu erlangen, überall „der Jude“ im Wege stand.

⁸⁸⁾ Die Proklamation Noah's an alle Juden der Welt findet sich in Heine's Werken, Bd. XIX., S. 232, und in F. M. Fost's „Geschichte der Israeliten“, Bd. X., Abth. II., S. 228 ff., abgedruckt. An letztgenannter Stelle ist des Näheren nachzulesen, wie am 15. September 1825 die Gründung von Ararat in der Stadt Buffalo gefeiert ward. Mordachai Noah begab sich als „Richter Israel's“, in hermelinbesetztem Ornat von rother Seide, mit einer dicken goldenen Medaille um den Hals, inmitten eines karnevalesmäßig aufgeputzten Zuges von Freimaurern, Tempelrittern u., nach der bischöflichen Kirche, und hielt dort nach Beendigung des Gottesdienstes eine Rede, während der Gedenkstein der zu errichtenden Stadt auf dem Kommunionstische lag. Außer dieser Farce, deren Beschreibung damals durch alle Tagesblätter ging, hatte der Aufruf Noah's keine weiteren Folgen, als daß der Ober-Rabbiner und Präsident des jüdischen Konsistoriums in Paris, Abraham de Cologna, und einige andere von Noah zu seinen Kommissarien ernannte angesehenen Israeliten (auch Gans und Zunz waren in der Proklamation als Agenten namhaft gemacht) die Annahme der ihnen zugedachten Ehrenämter öffentlich ablehnten.

⁸⁹⁾ Rede bei Wiedereröffnung der Sitzungen des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden, gehalten den 28. Oktober 1821 von Dr. E. Gans. Hamburg, 1822, bei M. Hahn.

⁹⁰⁾ Hauptstraße der Hamburger Judenthums, auf die Heine (vgl. Bd. XIX., S. 103, 104 u.) überhaupt nicht gut zu sprechen war.

¹⁰⁰⁾ Ebenda selbst, S. 129, und H. Heine's Werke, Bd. IX S. 92 und 95.

¹⁰¹⁾ Heine spielt hier, wie andernorts in seinen Briefen an Meier (vgl. Bd. XII, S. 146), auf die judenfeindlichen Schriften des Berliner Geschichtsprofessors Chr. Fr. Rühl („Ueber die Aufrück der Juden an das deutsche Bürgerrecht“. Berlin, Reimer, 1816 — „Die Rechte des Christenthums und des deutschen Volks, vertheidigt gegen die Ansprüche der Juden und ihrer Verfechter.“ Ebd. 1816 und des Jümler Philosophen Jakob Friedrich Fries („Ueber die Verbesserung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden“. Leipzig, 1816) an.

¹⁰²⁾ Bd. XV., S. 204—212 [134—140].

¹⁰³⁾ Hiermit stimmt im Allgemeinen der Bericht überein, welchen H. W. Gubig in seinen „Erlebnissen“, Bd. II, S. 263 ff., über die Unternehmung erstattet, die H. Heine während des Universitätsjahrs von Salomon Heine erhielt. — Auf die im Text besprochene Differenz mit dem Rhein bezieht sich augenscheinlich die von Maximilian Heine in den „Erinnerungen II.“ erzählte Anekdote, wonach sein Bruder es durch allerlei künstliche Manipulationen zu bewerkstelligen gewußt, einmal fünf Quartalswechsel innerhalb eines Jahres zu beziehen. Wie Herr Maximilian Heine es bei der anekdotischen Ausschmückung seiner „Erinnerungen“ mit der historischen Treue der Details überhaupt nicht genau nimmt, sucht er auch im vorliegenden Falle die träge Meinung zu erwecken, als ob H. Heine die Geldsumme zum Aufenthalte in Berlin und Göttingen von Hause empfangen habe, während die Briefe seines Bruders und sonstige Zeugnisse nicht ermundesten Zweifel daran lassen, daß er jene Mittel ausschließlich der Unterstützung seines Bruders Salomon verdankte. Vgl. Anm. 101.

¹⁰⁴⁾ Fries von Esigemann, Metternich, Heine II, S. 155.

¹⁰⁵⁾ Ebenda selbst, S. 136.

¹⁰⁶⁾ Bd. XV., S. 201, 235, 244, 221 und 200 [130, 159, 165, 147 und 129]. Ueber die Korrektur vgl. den Aufsatz von Hermann Orleben in der „Kölnischen Zeitung“ vom 13. Juli 1867.

¹⁰⁷⁾ Wieder abgedruckt in Forben's „Erzählungen“, Bd. II, S. 197 (Dresden, Hilsher, 1824.)

Da, wo der Mondschein blühet
Um's höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzt
Und schauet auf den Rhein.

gleichfalls vor dem Ausmarsch
irriter u. Sehlen'schen, jetzt M
Kurzer und Kolly wohnten, in
städtischen Anlagen verlebte Ge

111) Briefe von Stügemann

112) „Marippina“, „Lichter am Rhein“ und „Rheinische Blätter“

— Die erwähnste Zeitschrift enthielt in No. 17–25, vom 6. bis
25. Februar 1824, eine von Heppau verfasste ausführliche Besprechung
des gemeinen „Schicksals“ und „Israeliten“, welche mit einem 4.
Jahrgang 1824 in Heppau's „Kunstblätter“ (München, G. H. Heppau
mann), S. 233–259, wieder abgedruckt ward. Sie erhebt sich indes
so wenig wie irgend eine andere Arbeit des vorabunterschiedenen Phil
trinen, über das phrasenhafte Kunstschwätz eines unheimlichst d
Talententbarns. — Nur die erste der obigen Zeitschriften ist mit u
Schicksal gekennet; ich vermute jedoch, daß Heine auch für die beiden
andern Journale Beiträge geliefert hat.

113) In No. 89 und 90 der „Marippina“, vom 23. und 25. Febr.
1824, sind folgende, erst im Supplementbande zu S. Heine's Werke
(Pb. XXII, S. 5, 10, 11, 12 und 14) wieder abgedruckte Verse
Heine's enthalten: „Die Wälder und Felder grünen“, „Es läuft in d
wieder der alte Ruch“, „Tag und Nacht hab ich gedichtet“, „Ich
ich dich liebe, o Verlobten“, „Lieben und Haßen, Haßen und Lieben“

114) Daß Heine nicht der Verfasser des, im Supplementbande
seiner Werke (Pb. XXII, S. 17 u. 18) irrtümlich unter seinem Namen
mitgetheilten Liedes ist, habe ich in der Beilage zur „Allg. 3.3.“
Nr. 312, vom 28. Nov. 1861, ausführlich nachgewiesen.

115) Ehe Warrmann Heine in seinen „Erinnerungen“ erzähl
gab die trodene Kanarienvogel Meister's unterem Lichte Veranlassung,
das Gerücht zu verbreiten, daß in der Gasse, in welcher Meister's
Kollegium las, alljährlich ein Weib starb. „Die Göttinger Philo
sofen nicht daran zu zweifeln; es hieß nämlich, der Spukende sei
sei ein Student, der in Meister's Kollegium sich zu Tode erinnere
habe, und dessen Seele nicht Ruhe finden könne, bis Meister einen
einen Weg machen würde. Die Geschichte drangte den Brechtler zu
nehmen, daß er sein Kollegium in eine andere Straße verlegte.“

116) Ein jüdischer Kaufmann aus Lubla, welcher als der erste
Europäer, der das östliche Wien durchwanderte, theils in Handels
angelegenheiten, theils um die Zustände der rings verstreuten Juden
brunnen zu lernen, 1159–73 eine Reise von Exagoffa über Frankfurt
Italien und Griechenland nach Valamnia und Persien bis in die ch
sische Tatarrei machte. Von dort kehrte er über Sibirien, den
indischen Archipel und Aegypten nach Ependen zurück. Seine inter

: von 1785 aus
2, wo 1785 aus
der jetzt nach der
stand.

c., S. 139 u. 140.

„Ein Proselyt, Herr Harry Heine, welcher in Göttingen die Rechte studiert und bereits das Examen zum Grade eines Doctoris juris bestanden hat, empfing, mit Beibehaltung des Familiennamens Heine, bei der Taufe die Namen Christian Johann Heinrich.“

„Er ist geboren zu Düsseldorf den 13. December 1799, — ehelich, — ist der älteste Sohn eines vormals in Düsseldorf wohnenden israelitischen Kaufmanns Samsen Heine. Der Vater privatistiert jetzt in Lüneburg. Der getaufte Sohn hält sich noch in Göttingen auf.“

„Tag der Taufe: der 28. Junius, gegen 11 Uhr Vormittags. Die Taufe geschah in der Stille, in der Wohnung des Pfarrers. Getauft hat Magister Gottlob Christian Grimm, Pfarrer der evangelischen Gemeinde und Superintendent. Einziger Pathe war der Dr. der Theologie und Superintendent in Langensalza, Herr Rat. Friedrich Bonitz.“

Maximilian Heine, welcher in den Erinnerungen an seinen Bruder (S. 50 ff.) den Zweck jener Reise nach Heiligenstadt ängstlich verschweigt und dieselbe vielmehr als einen fidelen Studenten-Ausflug darstellt, giebt neben andern Unrichtigkeiten irrthümlich an, daß die Doktor-Promotion damals schon stattgefunden habe.

¹³¹⁾ Heine's Werke, Bd. XIX., S. 230 ff. — Das dort erwähnte Gedicht war ohne Zweifel „Almansor“, Bd. XV., S. 277 ff. [189 ff.]

¹³²⁾ Tagebücher von R. A. Barnhagen von Ense, Bd. III., S. 106.

¹³³⁾ Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 345 ff.

¹³⁴⁾ Siehe Rudolf Wienbarg's „Erinnerungen an Heinrich Heine in Hamburg“ in der Hamburger Wochenschrift „Der Kompaß“, Nr. 37 und 38, vom 13. und 20. September 1857.

¹³⁵⁾ Briefe von Stägemann, Metternich, Heine etc., S. 157.

¹³⁶⁾ Erinnerungen an Heinrich Heine etc., S. 60 ff.

¹³⁷⁾ Ebendasselbst, S. 165, 166 und 158. — Was die Ansicht des Herrn Maximilian Heine über meine Darstellung der zwischen dem Dichter und seinen Verwandten vorgekommenen Differenzen betrifft, so ist es einigermaßen komisch, daß derselbe Mann, welcher in den „Erinnerungen an seinen Bruder“ aus freien Stücken die schmutzige Wäsche seiner Familie auf öffentlichem Markte wäscht, den Biographen Heinrich Heine's vorschreiben will, welche seiner Familienmitglieder er glimpflich oder unglimpflich behandeln sollen. Die „angeheirateten Personen“, die „Schwiegersöhne des reichen Onkels“, die „in den Heine'schen Stamm eingepfropften Seitenverwandten“, und „außerordentlich auch einen früher rothhaarigen, schnäselnden Agnaten, den Fuchs genannt,“ giebt Herr Maximilian Heine (vide S. 60—63) ja

Will du nur Fragen gemacht, aus purer Natur, nicht aus Verne,
Glaubst du schon Hoffmann, du Thor, glaubst du gar Byron ja?
Und abermals H—e

Originale ja zählt das Tollhaus genug; auch das Bekann
Deutscher Literatur leidet nicht Mangel daran.

Genie und Wahnsinn.

Ueber dem Treiben der Zeit hoch wandelt der Genius, begreift er
Höher in sich, wenn der Wahn draußen im Dunkl sich gefall
Anwendung *ut supra*.

Begliche falsche Tendenz, die nur seit Schlegel und Müller
Unser Köpfe verwirrt, ist in den Eimen gebannt.

Schwach an Vermögen und Sinn, bewegt sich die eigene Eige
Mit der erlernten zugleich; siehe, es wird ein Gedicht.
Abchluss.

Jammert einmal in dem Ruß die Spur eines besseren Sinnes,
Den du dir selber verrückst, jammert auch, H—e, dein Volk!

¹⁰⁰⁾ Briefe von Etzgemann, *Neutermich*, Heine x., S. 133 u. 134
— Vgl. Heine's Werke, Bd. I., S. 266 ff.

¹⁰¹⁾ Bd. III., S. 121 und 134 ff.; Bd. XIII., S. 274

¹⁰²⁾ Es ist mir nicht gelungen, der betreffenden Nummern der
„Mitternachtsblätter“ vom October 1826 habhaft zu werden, da f. d.
die Wolfenbütteler Bibliothek diesen Jahrgang nicht besitzt. — Dr.
H. Heine (Bd. XII., S. 301) andeutet, mag allerdings Müller
welcher 1823 das kritische Wochenblatt „Fefate“ herausgegeben hatte
durch die Auspielung, daß der Teufel nicht mehr mit Krut sich be
fassen wolle (Heine's Werke, Bd. XV., S. 227 [152])

— Die hat er jetzt gänzlich überlassen

Der theuren Großmutter Fefate —

verlegt worden sein und einen vorübergehenden Stoll auf den Fick
geworfen haben. Später, als Dieser in den „Politischen Annalen“
die Goethe'sche Autoritätshegemonie angriff, gehörte der gestimmte
Weipenfelder Rabulist wieder zu Heine's eifrigen Verehrern.

¹⁰³⁾ Briefe an Etzgemann, *Neutermich*, Heine x., S. 164 ff.

¹⁰⁴⁾ Die nachfolgenden Gespräche sind zum Theil der „Besichti
Gefahrlich Heine und der Kreuzschindens“, S. 106, zum größten
Theil aber den ungedruckten Aufzeichnungen Schiffs entnommen.

¹⁰⁵⁾ Briefe von Etzgemann, *Neutermich*, Heine x., S. 169 ff.

¹⁰⁶⁾ Bd. III., S. 135, 136, 66, 70 und 71

¹⁰⁷⁾ Briefe von Etzgemann, *Neutermich*, Heine x., S. 171 —
August Erwald berichtet in seinen „Aquarellen aus dem Leben“ (T. II
S. 119) folgende Anekdoten über Heine, welche neuerdings von Ein

ney, und ich habe zur Charakterisierung des charakteristischen, r
 heitlich gewonnen aber stets wieder in freundliche Rede zum
 geistlichen Verhältnissen zwischen Autor und Verleger wohl überwie-
 Material geliefert, als daß dem Leser ein Wort erübrigt
 konnte. Die unwürdige Insinuation, als habe der Umstand, daß H-
 Lampe zufällig auch einige Schriften von mir verlegt, bei Abfaß
 der Feine'schen Korrespondenz irgend einen Einfluß auf meine Ent-
 scheidung über die Aufnahme oder Ablegung von Priesteren ge-
 weise ich um so gleichmüthiger zurück, als Herr Maximilian H-
 mir sogar an einer andern Stelle seines widerwärtigen Post
 (S. 215) den entgegengelegten Vorwurf macht, Herrn Lampe t.
 Verantwortlichkeit der Feine'schen Priesterkommission in die
 Hand zu strecken aber muß ich es rügen, wenn Herr Maximilian
 mit Eppichkeit hervorhebt, daß der Inhalt des oben erwäh-
 Briefes in dem ihm vorliegenden, von Heinrich Feine ein-
 händig geschriebenen Concepte nicht mit der von uns zum A-
 bruch gebrachten Fassung übereinstimme. Ich habe (S. Feine's
 Bd. XII, S. 19) ausdrücklich erklärt, wie übrigens auch aus
 Schlußzeilen des Briefes selber mit unabweisbarer Klarheit er-
 daß in der Herrn Lampe zugekommenen Reinschrift nur der 1.
 Absatz von Feine's eigener Hand geschrieben ist. Derselbe war
 also im Concepte vollen und wirklich nicht verstanden haben; daß
 ein ursprüngliches Priestercomité bei der späteren Reinschrift er-
 Zusätze und Aenderungen erfahren, ist doch zumal bei einem Cor-
 rektor wie Heinrich Feine, der von den meisten Priestern, auf be-
 weislich leste, erst ein Provisorium entwarf, keine so ungewöhn-
 Tatsache, daß sie einen Mann, der auf literarische Bildung Ver-
 mocht, betreffen oder ihn gar zum öffentlichen Ausprechen in-
 tiger Verkürzungen anzuregen sollte.

10) „Aus H. Feine's Briefbildern“, schrieb u. A. Dr. Rich-
 Pärmann im „Völkchen“ Nr. 178, vom 7. November 1837: „
 es allerdings seine Minderheit, aber mit Deffen Buch der 2.
 Nummer mehr. Denn dies 372 Seiten starke Buch enthält, so ich
 noch Tausch lesen kann, volle 160 Seiten aus den Briefbildern
 stücklich abgedruckt. Das ist arg, aber doch ist es ein seltsam
 daß ein Buchdrucker seinen eigenen Verlag gewissermaßen nachdr-“

11) Man sehe z. B. die absurde Vorrede des „Pöbel-
 Pöbel“ auf S. 341 ff. in Konrad Schwent's „Charakteristiken
 Arznen“, Frankfurt, J. D. Cauerländer, 1847.

blattes" vom 22. Januar 1829 ein scherzhaftes Beispiel. Heine hatte die Anfangskapitel der „Reise von München nach Genua“ im Stuttgarter „Morgenblatte“ vom 1.—12. December 1828 veröffentlicht. Sofort ließ ihm jener biedere Tyroler in der erwähnten Nummer des „Mitternachtsblattes“ eine „Wohlverdiente Abfertigung“ angedeihen, in welcher der Einsender mit ernsthaftester Entrüstung die Behauptung zurückwies, als seien die „rothen Hosen“ des Kaisers die einzige Ursache des Heldenkampfes von 1809 gewesen! Das war doch selbst dem hässlichen Müllner zu arg, der zwar die Kriegserklärung des ultrapatriotischen Tyrolers aufnahm, aber in einer angehängten Redaktionsnote den philisterhaften Beweis antrat, daß jene Aeußerung Heine's „allzu Vermuthen nach bloß zum Scherz gemacht worden, um die Schreiber zu würzen.“

¹⁸⁴⁾ Briefe von Metternich, Stägemann, Heine etc., S. 230.

¹⁸⁵⁾ Die Zimmermann'schen Xenten, welche besonders den Herrn Platen's erregt hatten, lauteten:

Westliche Dichter.

Groß mérite ist es jezo, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir scheint's egal gepudelt, ob wir östlich, westlich irren.

Sonsten sang beim Mondenscheine Nachtigall, seu Philomele;
Wenn jezt Bülbül flötet, scheint es mir denn doch dieselbe Rehle.

Alter Dichter, du gemahnst mich als wie Hameln's Rattenfänger;
Pfeiffst nach Morgen, und es folgen all' die lieben kleinen Säger.

Aus Bequemlichkeit verehren sie die Rüche frommer Juden,
Daß sie den Olympos mögen nächst in jedem Kuhstall finden.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaselen.

„Ganz bewältigt er die Sprache“; ja, es ist, sich todt zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge läffet er die Arme machen!

¹⁸⁶⁾ „Daß die Epigramme auf mich und Rückert gehen, daß wir Beide die ‚kleinen Säger‘ sind, unterliegt keinem Zweifel,“ schrieb Platen dem Grafen Friedrich Jagger. Nachlaß des Grafen August von Platen, Bd. II., S. 99.

¹⁸⁷⁾ Ebendaselbst, S. 87, 89 und 99.

¹⁸⁸⁾ Ebendaselbst, S. 145 und 150.

Rußlands Monarchen gesprochen" habe. „Wer wollte leugnen," hat es auf S. 98 der „Erinnerungen", „daß sich hier und da in Hor Worten und Schriften über Rußlands innere Verhältnisse, Bräuche und Unglänglichkeiten, die bereits einer historischen 3- angehören, auch sarkastische, satirische Bemerkungen eingeschlichen haben. Wie aber würde Heine, wenn er noch die Morgenröthe geistigen Aufschwungs des heutigen Rußlands, wenn er die Erde Alexander's II. erlebt hätte, wie würde er das neue Rußland beglückwünscht haben!" Der Recensent des Max. Heine'schen Fads in der „Wiener Zeitung" (Nr. 121, vom 21. Mai 1868) hat dem auf das lässlich naive „eingeschlichen" in obigem Satze aufmerksam gemacht, und mit gerechtfertigtem Spotte darauf hingewiesen, d. „Glückwünsche bekanntlich die starke Seite der Heine'schen April waren."

¹⁸²⁾ Maximilian Heine's „Erinnerungen u.", S. 86.

¹⁸³⁾ Heine's Werke, Bd. XII., S. 283 ff. — Ueber das insel- Benehmen des Herrn Gustav Heine in der bewegten Angelegenheit r. die Anmerkung daselbst, S. 286 ff.

¹⁸⁴⁾ So erzählt August Lewald in seinen „Aquarellen aus der Leben", Bd. II., S. 107. Nach Lewald's Mittheilungen hätte H. schon in Italien den Tod seines Vaters erfahren.

¹⁸⁵⁾ Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 35.

¹⁸⁶⁾ Briefe von Stägemann, Metternich, Heine u., S. 192.

¹⁸⁷⁾ Rachel, ein Buch des Andenkens u., Thl. III., S. 373 mit 377 ff.

¹⁸⁸⁾ Briefe von Stägemann, Metternich, Heine u., S. 187 f.

¹⁸⁹⁾ Rachel, ein Buch des Andenkens, Thl. III., S. 384.

¹⁹⁰⁾ Briefe von Stägemann, Metternich, Heine u., S. 189—192.

— Vgl. auch Heine's Werke, Bd. IV., S. 198—201, und Bd. II. S. 138—143.

¹⁹¹⁾ Heinrich Stieglitz, eine Selbstbiographie, herausg. v. L. Er- S. 96 und 112.

¹⁹²⁾ Briefe von Stägemann, Metternich, Heine u., S. 195.

¹⁹³⁾ Ebendaselbst, S. 197.

¹⁹⁴⁾ Ebendaselbst, S. 204.

¹⁹⁵⁾ Heine's Werke, Bd. XII., S. 369, und Briefe von Eli- mann, Metternich, Heine u., S. 194, 195, 197, 199 und 204.

¹⁹⁶⁾ Michael Petz's Briefwechsel, S. 182.

¹⁹⁷⁾ Heine's Werke, Bd. XII., S. 410. — Vgl. auch Briefe v. Stägemann, Metternich, Heine u., S. 204 und 205.

¹⁹⁸⁾ Nachlaß des Grafen Platen, Bd. II., S. 71, 87 u. 98, 151 99 und 100.

etwa drei Fugen schon alt; in der zweiten Hälfte ist nur der Schluss aufgesetzt.

²⁹⁷⁾ Briefe von Stügemann, Metternich, Heine x., S. 219.

²⁹⁸⁾ Ebendaselbst, S. 224.

²⁹⁹⁾ Literaturblatt Nr. 79 und 80, vom 3. und 5. August 1837.

³⁰⁰⁾ Briefe von Stügemann, Metternich, Heine x., S. 220 u. 21.

³⁰¹⁾ Ebendaselbst, S. 223 und 224.

³⁰²⁾ Ebendaselbst, S. 232.

³⁰³⁾ Ebendaselbst, S. 225.

³⁰⁴⁾ Ebendaselbst, S. 228. — Uebrigens erhielt auch Professor Plume nicht die valante Stelle, sondern der bisherige Vicepräsident des Handelsgerichts, Dr. jur. Johann Christian Kaufmann, wurde in der Senats Sitzung vom 12. Januar 1831 zum Syndikus ernannt.

³⁰⁵⁾ Ebendaselbst, S. 229 ff.

³⁰⁶⁾ Gewalt's „Aquarelle“, Bd. II., S. 116.

³⁰⁷⁾ Ein Abdruck dieses Medaillons ist gleichfalls im Besitze des Herrn Campe, welcher nach einem Gipsabgusse desselben eine Lithographie anfertigen ließ, die unbedingt als das ähnlichste und zugleich schonste Porträt des Dichters aus seinen letzten Lebensjahren anzuerkennen ist. — Das Oppenheim'sche Bild ist wiederholt durch Druck und Stich vervielfältigt worden; doch entspricht keine der verschiedenen Nachbildungen ganz dem Originalporträt. Am besten ist noch die kleine Kupferstich ausgeführt, welcher von G. Fleischmann angefertigt wurde; mangelhafter sind der bei F. König in Hanau erschienene Steindruck und die Lithographie im dritten Hefte der „Galerie ausgezeichneten Israeliten“ (Stuttgart, Fr. Prodhag, 1835); ferner ist der schlechte Stahlstich, welcher dem „Jahrbuch der Literatur für 1839“ beigegeben ward. Eine verkleinerte, weiter verbesserte Kopie des Originalbildes endlich wurde in Del von dem Maler selbst angefertigt und befindet sich jetzt im Besitze des Professors Theodor Benfer zu Göttingen.

2,
64
19 m
m,
1,
⑤
m
19 m
den.

•

•

•

•

•

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

~~APR 21 1968~~



